

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Des Veters Wunsch zum neuen Jahre!



Glücklich greife ich zum Ränzlein,
Nehm' den Wanderstab zur Hand
Und ein frohes Liedchen singend
Zieh' ich in das weite Land.

Glücklich, weil ich wiedersehe
Alle, die mir treu und lieb,
Solches Glück und solche Freude
Sind der beste Wandertrieb.

Nun zuerst viel Herzensgrüße
Alt und junge Freundeschar!
Und dazu auch noch ein kräftig
Profit! zu dem neuen Jahr!

Mög's zu Hause Segen bringen,
Frohen Sinn, Zufriedenheit,
Jedem alles wohl gelingen
Ohne Kummer, ohne Leid!

Ueber unserm Vaterlande
Walte segnend Gottes Hand,
Daß es blüh' im Friedensglanze
Frei von wildem Kriegesbrand!

Stürmt's auch einmal, hofft das Beste!
Gott wacht über seine Schar;
Und in diesem Gottvertrauen
Bringt Euch Glück das neue Jahr!

Der Vetter.

Die Überflüssige.

Eine moderne Ehestandsgeschichte von H. Lenggauer.

Der junge Amtsrichter Werner saß mit seiner Frau zur Abendstunde in der Laube des altmodischen Gartens, der das Amtsgerichtsgebäude, das seine Dienstwohnung enthielt, auf drei Seiten umgab.

Die Nacht war lau und in den Lüften schwebte der Duft von Flieder und Jasmin.

Drüben aber rauschten die dunklen Kastanienbäume geheimnisvoll im Abendwinde.

Otti, die kleine Frau, lehnte das Köpfchen gegen die breite Brust ihres Mannes und schaute zum Himmel auf, der wie ein Stück silbergestickten Samtes über dem Laubdach hing; allmählich stieg der Vollmond langsam herauf.

„Wie wunderschön der Abend ist“, sagte die junge Frau und wie traulich und gemächlich dieses Plätschen im Garten. Sind wir nicht zu beneiden, Franz.“

Der junge Amtsrichter nickte ernsthaft.

„Wir sind sehr, sehr glücklich, Otti . . . gebe der Himmel, daß es immer so bliebe!“ . . .

„Du bist also vollständig zufrieden und wünschst dir nichts mehr?“ forschte die junge Frau.

„Wie wohl das tut, zu hören, daß man geliebt ist und glücklich macht!“

„Ich bin zufrieden . . . und du, Schatz, doch auch?“

Otti zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann kam es etwas unsicher hervor:

„Ich bin zwar unbeschreiblich glücklich, aber einen Wunsch habe ich dennoch.“

„Und der wäre?“

„Ja, Franz, so leicht ist das nicht zu sagen. Am Ende wirst du zornig und nimmst es übel. Sie ist ja immerhin deine einzige, ältere Schwester, der du Dank schuldig bist, weil sie an dir, dem früh Verwaisten, Mutterstelle vertreten hat.“ . . .

Dem jungen Amtsrichter wurde ganz ängstlich zu Mut.

„Was ist es mit meiner Schwester . . . warum sprichst du so feierlich von ihr? Sie lebt bei uns im Hause und das ist gut so, denn du bist noch sehr jung und unerfahren im Hauswesen.“

Otti schmolte ein wenig.

„Es ist eben nicht gut so“, sagte sie schnippsich, „denn auf diese Weise werde ich nie

erfahren und selbständig. Deine Schwester besorgt alles, ich gestehe es ein, in geradezu musterhafter Weise. Mir bleibt gar nichts zu tun übrig. Ich bin aber doch deine Frau und möchte in meinem eigenen Hause schalten und walten, wie es mir beliebt."

"Das ist gar nicht so leicht, als man es sich vorstellt. Man muß alles lernen und üben." . . .

"Ich habe einen Kochkursus mitgemacht, bin zum Plätten gegangen, besitze ein Hauswirtschaftsbuch und, was so ein junges Dienstmädchen wie die Trine ist, fertig bringt, das werde ich doch auch noch können. Morgen koche ich selbst." . . .

"Das wird meine Schwester nicht zugeben; sie ist sehr um mich besorgt, weiß, daß ich, wie jeder gesunde Mensch, gern einen guten Bissen esse und würde ein verunglücktes Mittagessen als ein Verbrechen an meinem körperlichen Wohlfsein betrachten."

"Das ist übertrieben, Franz."

"Ich meine nicht."

"Doch . . . und, wenn du mich lieb hättest, dann würdest du deine Schwester einmal ersuchen, sich um einen andern Wirkungskreis umzusehen, bei einem so jungen Ehepaar wie wir sind, ist ein Drittes immer lästig."

Der junge Amtsrichter fuhr zornig auf.

"Hilderose ist mir

noch niemals lästig gefallen. Ich habe es als eine Gefälligkeit betrachtet, daß sie mit uns hieherzog. Ich möchte meine Schwester nicht entbehren. Und dann noch eines. Hilderose hat ein schweres Leben gehabt. Du weißt, sie war verlobt. Einige Wochen vor der Trauung raffte ein heftiges Fieber den Bräutigam dahin. Sie litt unsäglich . . . aber je mehr sie litt, desto weniger ließ sie es uns merken und desto eifriger und fleißiger sorgte sie für mein Wohl und für das meines alten Vaters, der die Mutter schon lange entbehren mußte. Nach seinem Tode blieb ich allein übrig!

Hilderose aber kann nur leben, wenn sie für andere Leben darf.

Eine Familie, ein Interesse, ein Blick, Sorgen in Liebe, das hat sie nötig, sonst hält sie es nicht aus."

"Dann mag sie doch wo anders sich betätigen. Es muß nicht bei uns sein — wenn wir beide doch allein wären. Kann man es mir verdenken, wenn ich eifersüchtig auf deine Schwester bin. Du lobst sie täglich, mich niemals."

Die kleine Frau wurde plötzlich ganz erregt.

"Ich hasse Hilderose", rief sie laut, "sie hat dich ganz erobert, für mich bleibt nichts mehr übrig. Sie muß fort, Franz, sonst bin ich sterbensunglücklich."



Otti, die kleine Frau, lehnte das Köpfchen gegen die breite Brust ihres Mannes.

Der junge Amtsrichter nahm seine kleine Frau in seine Arme und suchte sie durch zärtlichen Zuspruch zu beruhigen.

Am andern Ende des Gartens aber, hinter den dichten Hollunderbüschen, lehnte sich jetzt eine hohe, schlank Frauengestalt gegen die Mauer.

Es war Hilderose, die erst gekommen war, das Geschirr abzuräumen, dann aber, als sie ihren Namen nennen hörte, laufend eine Weile, von den beiden unbemerkt, stehen blieb und so Zeuge der Unterredung geworden war.

Bei den lieblosen Worten der jungen Frau hatte sich ihr Herz schmerzlich zusammen-

gekrampft. Mit eiligen Schritten war sie dann geflohen, hinein in das Dickicht der Gebüsche.

Ausstöhnend preßte sie die Hände vor die Augen: Träne um Träne lief herab über das schmerzverzogene bleiche Gesicht und in tiefster Seelenqual schrie sie auf: „Gott, mein Gott — ist denn auf der ganzen weiten Welt kein Raum mehr für mich? Bin ich auch hier wieder die Nutzlose, Ueberflüssige, Lästige! Aber ich störe mit meiner Gegenwart den Frieden dieses mir so teuren Hauses, ich bin ihr im Wege, der ich nur hilfreich zur Seite stehen wollte, also weiß ich auch, was zu tun ist. Ich gehe, sobald als möglich. Lieber Gott hilf mir nur, daß ich einen anderen Wirkungskreis finde.“

Merkwürdigerweise war es, als ob dieses Gebet schon erhört worden wäre, ehe es noch gesprochen, denn als Hilderose nach einiger Zeit, schon etwas gefaßt und getröstet, ihr Stübchen aufsuchte, übergab ihr das Dienstmädchen einen Brief.

„Er ist mit der Abendpost gekommen, Fräulein“, sagte sie etwas erstaunt, denn es war höchst selten, daß die Schwester des Herrn Postsendungen empfing. Hildrose aber überflog das Schreiben mit sichtlich Aufregung; ihre Wangen röteten sich lebhaft. Eine Jugendfreundin schrieb, sie sei schon längere Zeit erkrankt und bedürfe einer sorgsam, liebevollen Pflgerin. Wenn Hilderose kommen könnte, würde sie um ihren baldigen Besuch bitten.

Hilderose setzte sich hin und schrieb sofort bejahenden Bescheid, dann ging sie daran, ihre Sachen einzupacken.

Das Dienstmädchen starrte sie ganz erschrocken an. „Das gnädige Fräulein wird doch nicht verreisen wollen — das wäre ja schrecklich — da hielte ich es auch nicht mehr lange aus. Die junge Frau Amtsrichter, die gar nichts versteht vom Hauswesen und duzend Befehle auf einmal gibt — nein, — da gehe ich lieber gleich morgen fort.“

Hilderose erschrak heftig.

„Nein, Trine, so darfst du nicht reden.“

„Ich rechne darauf, daß du in meiner Abwesenheit das Haus gut versiehst. Du bist ein brauchbares Mädchen und meine Schwägerin kann dich jetzt nicht mehr entbehren.“

Trine begann zu schluchzen.

„Die Frau Amtsrichter ist aber so heftig, so ungeduldig und dann — sie selbst hat noch niemals die Arbeit getan und weiß daher nicht, wie viel Zeit alles erfordert. Sie meint wohl, man könne heren. Erst gestern hat sie mich derb ausgescholten, weil ich nicht in einem Nachmittag alle Fenster putzen, die Türen und Treppen reinigen und dabei noch die Schürzen waschen konnte. Faul

hat sie mich genannt — das hat noch keine Frau zu mir gesagt und ich lasse es mir auch nicht gefallen.“

Hilderose suchte die Aufgeregte zu beruhigen.

„Meine Schwägerin ist noch keine zwanzig Jahre alt — noch ein reines Kind, ohne alle häuslichen Erfahrungen. Man muß Geduld mit ihr haben. Und gerade jetzt, wo ich verreisen muß, da darfst du sie nicht verlassen. Das wäre undenkbar, Trine. Und, sieh — da hast du von mir die rosa Zierchürze, die dir schon immer so gut gefallen hat. Ich schenke sie dir. Aber nun mußt du auch bleiben, bis — nun ja — bis ich wiederkomme.“

Trine küßte Hilderosens Hände.



„Ich hasse, Hilderose“, rief sie laut, „sie hat dich ganz erobert, für mich bleibt nichts mehr übrig. Sie muß fort, Franz, sonst bin ich sterbensunglücklich.“

„Ah — das gnädige Fräulein kommt wieder. Nun, das ist etwas anderes. Ich werde schon bleiben und, wenn ich manchmal wieder ungerecht ausgescholten werde, dann denke ich an Fräulein Hilderose und daß sie nun bald wiederkommen wird, und dann werde ich schon den Mut haben, auszuhalten.“

Hilderose war es ganz leicht ums Herz bei den Worten dieses treuen, anhänglichen Mädchens.

Wenn Trine, die sehr tüchtig war und Geduld versprach, im Hause blieb, dann ging es vielleicht doch nicht ganz so schlecht, wie sie fürchtete, wenn sie an die Unerfahrenheit und den eigensinnigen Dünkel der kleinen

Frau dachte. Am andern Morgen suchte Hilderose schon zeitig ihre Schwägerin auf.

Otti lag noch im Bett und dehnte sich wohl in den weichen Kissen.

Als sie Hilderosens ernstes Gesicht sah, wurde ihr ein wenig bänglich zu Mut. Sollte Franz schon etwas gesagt haben? Fast schien es so, denn Hilderose hatte eine etwas feierliche Miene und, daß sie schon so früh kam, zeigte, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

Die junge Frau Amtsrichter erhob sich also aus den Kissen und schaute gespannt auf ihre Schwägerin.

„Du bist schon zum Ausgehen angekleidet, liebe Hilderose — hast du etwas vor?“

Hilderose, der das Herz doch ein wenig schwer war, bemühte sich tapfer, gegen die aufsteigenden Tränen anzukämpfen und ihrer Stimme einen festen Ton zu geben.

„Ja“, sagte sie mit erzwungener Heiterkeit, „Denke nur, Liebste, gestern habe ich einen Brief erhalten mit einer Einladung nach M. Eine Jugendfreundin von mir ist erkrankt, und da ich im Voraus wußte, daß Franz und du nichts dagegen hätten, so habe ich gleich zugesagt und meine Sachen gepackt. Ich reise in einer Stunde ab und habe von Franz schon Abschied genommen. Er begegnete mir im Garten, als er ins Büro ging.“

Otti richtete sich heftig auf! Diese Eröffnung schien ihr nichts weniger als erwünscht zu kommen.

„Aber, daß du schon so rasch — so plötzlich gehst — da muß ich gleich aufstehen und mich wegen des Mittagessens mit dem Mädchen besprechen. Mein Gott, wie unangenehm! Was kochte ich nur heute?“

„Du kannst dich beruhigen und liegen bleiben, wenn es dir Spaß macht. Ich habe bereits Bohnen im Garten gepflückt und Trine um Fleisch geschickt. Das Mädchen kann einfache Küche durchaus selbstständig besorgen.“

Otti gähnte verschlafen.

„Nun, das ist mir angenehm. Ich bin wirklich noch etwas müde. Aber sage, Hilderose, — wann wirst du zurückkommen?“

„Vielleicht nie mehr.“

Trotz aller Selbstbeherrschung klang die Stimme seltsam weich und bewegt.

Otti konnte es nicht entgehen, daß Hilderose jetzt mit der Handfläche eilig über die Augen fuhr. Sie sagte daher in einem liebenswürdigen, leicht vorwurfsvollen Tone:

„Aber, Liebste, Beste, — wenn es dir schwer fällt, von uns fortzugehen, so bleibe lieber hier.

Niemand zwingt dich doch — niemand will dich aus dem Hause haben und, wenn du dir das je eingebildet haben solltest, so war das ein Irrtum deinerseits.“

Hilderose mußte lächeln über die kleine Heuchlerin.

„Nein, nein“, sagte sie abwehrend, „mein Bruder liebt mich viel zu sehr, um mich aus dem Hause zu treiben, das weiß ich, und, was dich anbelangt, so bist du doch auch viel zu gut, um einer minder glücklichen Mitschwester das warme Plätzchen an deinem Herd zu mißgönnen, du, die doch selbst vom Schicksal so sehr begünstigt worden ist. So undankbar kann meine kleine Ottilie niemals sein.“

Ueber das runde Kinder Gesicht der jungen Frau Amtsrichter rieselte das Rot heißer Scham.

Vielleicht hätte sie es doch nicht tun sollen; Hilderose, die von den Liebesbrosamen lebte, die von ihrem Tische abfielen, war immer so bescheiden gewesen und so tätig. Sie würde sie schon vermissen!

Deffen ungeachtet kam keine Bitte über Ottilie's Lippen, zu bleiben, oder doch bald wieder zu kommen. . . Nachdem die Sache nunmehr so weit gediehen war, mochte sie auch zum Abschluß kommen.

„Leb' wohl“, sagte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Herzlichkeit, „lasse auch recht bald etwas von dir hören.“ . . .

„Ich werde schreiben“, antwortete Hilderose mit tonloser Stimme.

Dann schied sie rasch . . .

Wenige Tage nach Hilderosens Abreise traf der Amtsrichter früher als sonst in seinem Hause ein.

Otti kam ihm entgegen; statt eines Kusses oder eines freundlichen Wortes empfing den Hausherrn eine gekränkte Miene, ein schmolldendes Mäulchen.

„Nun kommst du auch noch so früh . . . gerade heute, als ob du wüßtest, daß ich in der Küche



Aufföhnend preßte sie die Hände vor die Augen.

Bedröhllichkeiten hatte und mich nun doppelt ärgern muß."

"Dich ärgern . . . aber Schatz . . . welcher Einfall! Im Gegenteil, um dir einen Aergern oder zum mindesten eine unliebsame Ueberraschung zu ersparen, bin ich ja früher nach Hause gekommen. Ich wollte dir nämlich mitteilen, daß ein Freund von mir aus der Hauptstadt eingetroffen ist. Er ist ein etwas verwöhnter Mensch, hat auch einen empfindlichen Magen . . . im Gasthaus möchte er nicht essen. Natürlich habe ich ihn zu uns gebeten. Er sprach mit Begeisterung von der köstlichen Omelette, die er einmal bei uns gegessen hat. Ich glaube, Hilderose hat sie damals bereitet. Aber du selbst kannst sie gewiß ebenso gut machen. Wenn du noch einige Kalbsrögel und Spargelgerichte dazu gibst, dann ist es ein herrliches Mahl." . . .

Otti war vor Schrecken in einen Stuhl gesunken.

"Und wann kommt dein Freund?"

Der Amtsrichter zog die Uhr. "Jetzt ist es halb zwölf Uhr; etwas nach 1 Uhr kann er da sein. Bis dahin hat er seine Geschäfte erledigt, du hast also noch eine gute Stunde Zeit, Schatz."

Otti fing an zu weinen; während sie sich mit ihrer etwas unsauberen Ruchenschürze über das Gesicht fuhr, brach der Amtsrichter in ein unbändiges Gelächter aus.

"Aber Kind, wie lächerlich, zu weinen, wenn man Besuch bekommt und dann . . . schau dich doch in dem Spiegel. Wenn das mein Freund mit ansehen könnte, möchte ihm freilich der Appetit auf die Erzeugnisse deiner Kochkunst gründlich vergehen."

Otti schaute betrübt auf ihr nichts weniger als reizendes Kontersfrei.

Ein dicker schwarzer, fettglänzender Strich teilte ihr Gesicht in zwei Hälften. Sie erinnerte sich, daß sie kurz vorher einen brodelnden Tiegel mit

ihren Händen vom Feuer genommen und die beruhten Finger dann an der Schürze abgewischt hatte.

Wie kläglich sah sie aus!

Franz zog sich ein wenig derb zur Türe hinaus.

"Nun wasch dich . . . dann spüte dich, daß wir etwas Ordentliches zu essen bekommen; du wirst mir doch keine Schande machen. Ich habe dich immer als ein Muster von Häuslichkeit hingestellt." . . .

Dann ging er und ließ sein Weibchen in der bittersten Stunde ihres seitherigen Lebens allein zurück.

"Hilderose", wollte Otti rufen.

Aber noch rechtzeitig besann sie sich, daß die Schwägerin ja schon seit einer halben Woche aus dem Hause war. Jetzt hieß es selbständig handeln und sich keine Blöße geben.

Trine wurde zum Fleischer geschickt; Spargel befand sich noch in der Vorratskammer.

Schnell wurde das Gemüse gepuzt und auf's Feuer gebracht.

Nun sollte die Omelette angerührt werden. Eine Kleinigkeit, dachte Otti.

Aber o weh!

Als es daranging, hatte sie keinen Begriff, wieviel Mehl zu nehmen sei.

Nach Gutsdüngen füllte sie die ganze Schüssel an; dann goß sie Milch darauf.

Ein häßlicher, klebriger Klumpen entstand im Nu, und kein kraftvolles Rühren der bald darauf zurückkehrenden Trine; kein Zufügen ungezählter, reichlich zur Verfügung stehender Eier vermochte den Schaden wieder gut zu machen.

Entsetzt blickte Otti auf den klumpigen, festen Teigkloß.

"Fräulein Hilderose nahm stets nur einen einzigen Eßlöffel voll Mehl", klagte Trine. "So gieb's Kleister." . . .

Wupp, hatte sie eine Ohrfeige weg!



"Du kannst dich beruhigen und liegen bleiben, wenn es dir Spaß macht."

Die hochgradige Erregung, in der sich die junge Frau befand, ließ sie alle Rücksichtnahme vergessen.

Trine aber richtete sich in die Höhe wie eine gereizte Biper.

Die runden, drallen Arme gegen die Hüften gestemmt, nahm sie eine kampfbereite Stellung an. Das Gesicht war flammend rot, die Augen schossen Zornesblitze.

„Was . . . die Frau Amtsrichter will mich schlagen . . . wo ich doch immer meine Pflicht tue . . . wo ich doch nichts gesagt habe als die reine Wahrheit! Froh sollte die Frau Amtsrichter sein, wenn man ihr etwas lernen will, weil sie doch selber nicht die Bohne verstehen tut vom Kochen. Na mir kann's recht sein . . . ich gehe heute noch . . . ob aber der Herr Amtsrichter und der fremde Herr so einen Pampf essen können . . . das ist eine Frage. Nur gut, daß ich nicht mehr da bin . . . die Schande mag ich nicht erleben.“

Otti war empört!

So eine unverschämte Person!

Allerdings fühlte die junge Frau, daß sie zu weit gegangen sei und sich eine Ungehörigkeit erlaubt hatte. Aber ein gutes Wort geben, einen Fehler eingestehen, das war nicht ihre Art. Damit hätte sie sich in ihrer Hausfrauenwürde etwas vergeben. Man darf sich nicht verplumpern den Diensthöten gegenüber. Lieber zu streng als zu wenig schneidig; die Disziplin über alles . . . Nach diesen Grundsätzen handelte Otti und gab der Magd zu verstehen, daß sie gleich morgen austreten und ihr Dienstbuch haben könne . . .

Unterdessen war ein Regenschauer hernieder gegangen. Der junge Amtsrichter war nochmals in seine Wohnung zurückgekehrt, um sich einen Schirm und den Ueberzieher zu holen.

Die beiden Scheltenden vernahmen sein Kommen nicht. Da er seine Frau nicht stören wollte, betrat er das Wohnzimmer leise.

Gott im Himmel, wie sah es da noch aus!

Obgleich es schon fast Mittag war, zeigte die Stube noch die größte Unordnung. Auf den Möbeln lag der Staub, das Frühstücksgeschirr war noch nicht weggeräumt, die Lampe vom vergangenen Abend stand am Schranke, Papierfetzen bedeckten den Fußboden, die sich bei näherer Besichtigung als die letzten Nummern des Wochenblatts erwiesen, die Franz noch gar nicht gelesen hatte.

Dazu war der Ueberzieher nicht im Schreine und der Regenschirm überhaupt nicht zu finden.

Ersterer hing gänzlich verstaubt mit halbabgerissemem Hentel im Korridor am Nagel, letzterer lehnte in einer Ecke, zwischen dem spanischen Rohr und dem Staubbesen.

Der junge Ehemann suchte den aufsteigenden Zorn zu unterdrücken und sich selbst zu beruhigen.

Seine Frau war so jung noch, so ungewohnt der schweren Last des Hauswesens. Man muß Geduld haben, abwarten, so etwas lernt sich nicht von einem Tag auf den andern. Wenn man aber so verwöhnt ist durch eine musterhafte Wirtschaftsführung, dann ist man leicht geneigt, zu große Ansprüche zu stellen.

Der junge Amtsrichter nahm deshalb selbst die Bürste zur Hand.

Dann ging er leise den Gang hinab.

Als er an der Küche vorüberkam, hielt er an. Was für ein Lärm! Die-

ses Poltern, Schelten, Reifen!

Sein sanftes Weibchen im Streite mit der Magd! Er staunte, was für häßliche Ausbrüche sein Engel gebrauchte und wie schrill und unharmonisch ihre liebe Stimme klang. Ein Ekel erfaßte ihn plötzlich vor solcher Häuslichkeit. Er, der Frieden, Ruhe, Behagen über alles liebte, sollte Zeuge solcher Szenen sein!

Kein . . . wie von Furien gejagt stürmte Franz die Treppe hinunter und atmete befreit auf, als er sich auf der stillen, menschenleeren Straße hohnd . . .

Das Mittagessen verkief ungewöhnlich rasch und schweigend.



„Aber Kind, wie lächerlich, zu weinen, wenn man Besuch bekommt und dann . . .“

Man war so höflich, die versalzene Suppe ohne jede Grimasse hinabzuschlucken, die breiartig zerhackten Spargel, die schwarz und zähgebratenen Schnitzel, die steinfeste Omelette ohne Bemerkung über sich ergehen zu lassen, wie der gebildete, reife Mensch es schweren Schicksalschlägen gegenüber zu tun pflegt.

Auf den angekündigten Kaffee verzichtete er, indem er dem jungen Amtsrichter vorschlug, in den Nachmittagsstunden einen kleinen Ausflug in die „Mühle“ zu machen. Die Aussicht sei dort wunderhübsch, der Kaffee famos und dazu gebe es stets frischgebackene Schmalznudeln, wie er sich von seinen früheren Besuchen her noch wohl erinnere.

Der junge Chemann runzelte die Stirne und Otti sah aus seinen finstern Mienen, wie sehr er sich ihre erlittene Blamage zu Herzen nahm.

Der Gast empfahl sich mit kühler Höflichkeit; dann zündete er sich eine Zigarre an und ging lächelnd voraus, wahrscheinlich in dem Bestreben, den beiden Ehegatten Gelegenheit zu einem zärtlichen Abschied zu geben.

Aber nichts dergleichen geschah!

Mit einem mürrisch gebrumnten „Adieu“ trat Franz ebenfalls rasch zur Türe hinaus. Ohne Kuß, ohne Händedruck, ohne liebes Wort war er gegangen. Das erste Mal in ihrer halbjährlichen Ehe ohne Abschied.

Wie das schmerzte . . .

Umsonst hoffte Otti, er möchte nochmals zurückkehren; aber auch die Haustüre fiel dröhnend ins Schloß . . . er kam nicht mehr.

Jetzt eilte Otti an's Fenster, aber kein Blick traf sie; allmählich verschwanden die beiden hinter den Bäumen der Straße . . .

Der Nachmittag war für die junge Frau sehr lang und langweilig.

Jetzt hoffte sie auf den Abend!

Gegen 7 Uhr fuhr der Zug ab, der den so jäh hereingeschnittenen, unerwünschten Gast mitnahm.

Dann war Franz frei und konnte heimkehren. Aber er kam nicht!

Der Abend verging!

Otti befand sich in einer fieberhaften Erregung.

„Wird halt im Wirtshaus zu Nacht speisen; man kann es ihm nicht verdenken“, hörte sie draußen in der Küche die Magd mit boshafter Stimme sagen.

Und vermutlich war es auch so!

Otti ging zu Bett und wartete. Kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie fühlte sich elend wie noch nie . . . ihr ganzes Glück war vernichtet.

Wenn Franz sie nicht mehr liebte, dann wollte sie nimmer leben. Und mit grausamer Freude malte sie es sich im Geiste aus, wie er dann an ihrer Leiche jammern und wehklagen würde. Bei einem Toten ist alles schön und gut; der Tod verklärt . . . der Tod verfähnt, dann wird er mich wieder lieben, trotzdem ich nicht kochen konnte und eine schlechte Hausfrau gewesen war. Und lächelnd, selig bei dem Gedanken, die Liebe ihres Mannes dann doch zu gewinnen, schloß die törichte junge Frau endlich ein. Mitternacht war längst vorüber, als sie durch laute Schritte unfsanft geweckt wurde.

Franz kam nach Hause.

Otti sah im ersten Augenblick, daß er Wein getrunken hatte.

Der junge Amtsrichter pflegte niemals Wein zu trinken; er war ein nüchterner Mensch und konnte überhaupt geistige Getränke nicht gut vertragen. Seine Frau erschrak daher heftig.

Sie brach in Schluchzen aus! So weit war es also schon gekommen durch ihre Schuld. Um sein häusliches Glend zu vergessen, ergab sich ihr Mann dem Trunke . . .

Otti schrie qualvoll auf:

„Herrgott im Himmel . . . strafe mich nicht so schrecklich“ . . .

Franz, der eben ansing, sich auszuleiden, hörchte auf.



Die runden drallen Arme gegen die Hüften gestemmt, nahm sie eine kampfbereite Stellung an.

„Was hast du denn . . . was winselst du denn wie ein Hund, dem man auf den Schweif tritt?“

„Mir ist schlecht . . . ich bin krank“, stöhnt Otti.

„Ach was, krank . . . warst ja heute morgen noch gesund und frisch wie der Fisch im Wasser.“

„Aber, jeder, der krank wird, ist doch zuvor noch gesund“, rechtfertigte sich Otti, der wirklich höchst unbehaglich zu Mut war.

„Kleines Schaf, du . . . bist nicht krank, du hast nur Launen.“

„Du ärgerst dich über die Schlappe, die du heute erlitten hast. Und mit Recht . . . ein Skandal ist es gewesen . . . das miserable Essen . . . die ganze Schlampererei im Hause, das Gezänke . . . hol der Kuckuck so eine Wirtschafft.“ . . .

Da schlug Otti jammernd die Hände zusammen. Ihre Verzweiflung stieg in's Grenzenlose.

„Franz, mein heißgeliebter Mann, mein Einziges, Feuerstes, was ich habe, verzeihe mir. Ich weiß es jetzt selbst, daß ich keine tüchtige Frau bin, ich habe dir Schande gemacht, aber ich will lernen, lernen, täglich, stündlich, bis ich alles kann, alles verstehe, bis nichts mehr an mir zu tadeln ist, bis ich werde wie andere Frauen . . . wie . . .“

Wie Silberose wollte sie sagen. Aber der Name kam nicht über ihre Lippen.

Jetzt war sie erst recht eifersüchtig auf die Schwägerin, die so sehr geschätzt, so sehr vermisst wurde, deren Weggang eine Lücke riß und das Hauswesen, das bisher so geordnet, so zufriedenstellend geführt worden war, dem Verfall überlieferte.

Ein kleiner Teufel schlief in Ottis Brust, der Argwohn.

Jetzt war er erwacht und flüsterte ihr zu: „Vielleicht war alles nur planmäßige Nichtswürdigkeit bei Silberose; sie ging, um zu zeigen, was man an ihr verlor. Aber die Schwägerin sollte nicht mehr vermisst werden; niemand ist unerseh-

lich, auch Silberose nicht. Man muß nur den ernstesten Willen haben, alles ihr gleich, vielleicht sogar noch besser zu tun, dann geht es schon.“

Und Otti schlief mit dem festen Vorfaß ein, künftig eine recht gute Hausfrau zu werden und alles daran zu setzen, Silberosens Wirken im Hause vergessen zu machen . . .

Ein halbes Jahr war verflossen.

Im grünverhangenen Gemach liegt Otti.

Der Amtsrichter sitzt am Bettrand und hält ihre kleine Hand fest und zärtlich umschlossen.

Sie lächelt matt und dankbar; das weiße Gesichtchen sieht so glücklich, so rührend aus, ganz verklärt vom jungen Mutterglück.

Während noch Winterfürne das Haus umbrausten, erschloß sich hier ein kleines, anmutiges Menschenknöpfchen.

In der Wiege lag ein unsäglich drolliges Etwas; ein frebärotes Gesichtlein, die Fäustchen gegen das Kinn gedrückt, ein rundes Köpfschen mit seidigen, lichten Flaumhärchen . . . so ruhte es in den schneeweißen Kissens und hieß „unser Sohn“ . . .

Wie alle jungen Eltern schwammen auch Otti und Franz in Wonne.

So ein hübsches, kräftiges Kind gab es nicht noch einmal, meinten sie.

Ottis Mutter aber behauptete, der Kleine sei klein und schwäch-

lich und bedürfe großer Pflege, um überhaupt am Leben zu bleiben.

Otti schmollte; der junge Amtsrichter murmelte etwas von alten Frauen, die eigensinnig alles besser wissen wollten. Die Schwiegermutter reiste bald darauf ab, da sie für eine Amme war, während Otti das Kind mit Sorghlet aufziehen wollte.

Ottis Wiedergenesung vollzog sich rasch und glücklich. Bald konnte sie die Wartefrau entlassen und die Pflege des Kindes selbst übernehmen.

An Trines Stelle hatte sie ein ganz junges



Man war so höflich, die verfälschte Suppe ohne jede Grimasse hinabzuschlucken, die dreierlei zerkochten Spargel . . .

Mädchen genommen, von dem sie keine Zurechtweisung zu erwarten hatte und das sie, wie sie sagte, erst „anlernen“ wollte.

Vorläufig hatte sie dazu keine Zeit und der arme Ehemann und glückliche Vater machte jeden Tag eine andere mißliebige Entdeckung.

Das herrliche Plüschsofa im Salon war zerdrückt und voll Schmutzflecken; die kleine Magd war mit den Schuhen darauf herumgestiegen, als sie die Bilder abwischen sollte.

Jeden Abend brannte die Lampe schlecht und hinterließ auf ihrem Standpunkt einen fetten Fleck.

„Das Lampenputzen muß ich ihr eben erst lernen“, sagte Otti.

„Dann lerne ihr, bitte auch gleich das Waschen, denn meine schönen Hemden kommen jetzt immer grau von der Leine und, daß sie gebügelt sind, das kennt man gar nicht“, befahl der Amtsrichter ärgerlich. Die vielen häuslichen Verdrießlichkeiten verdarben seine Laune sichtbar.

Auch über das Essen hatte er zu klagen.

„Täglich gesottenes Fleisch und Salat, das hält keiner auf die Länge aus, auch der geduldigste Ehemann nicht“, pflegte er zu sagen. „Ich möchte gern einmal etwas anderes essen. Weißt du, das Hammelstragout, das mir immer so köstlich schmeckt.“

„Das hat Hilderose gemacht“, sagte Otti kleinlaut.

„Aber du mußt es doch auch anfertigen können, du hast einen Kochkurs mitgemacht. . . . Doch Theorie und Praxis sind eben zwei verschiedene Dinge.“

Otti versuchte zwar, die Lieblingsspeisen ihres Mannes zu bereiten, aber sie mißlangen stets. Bei der Suche nach dem verlegten Kochbuch machte Otti auch noch die Entdeckung, daß die ungefertigte kleine Magd doch auf einem Gebiet sehr leistungs-

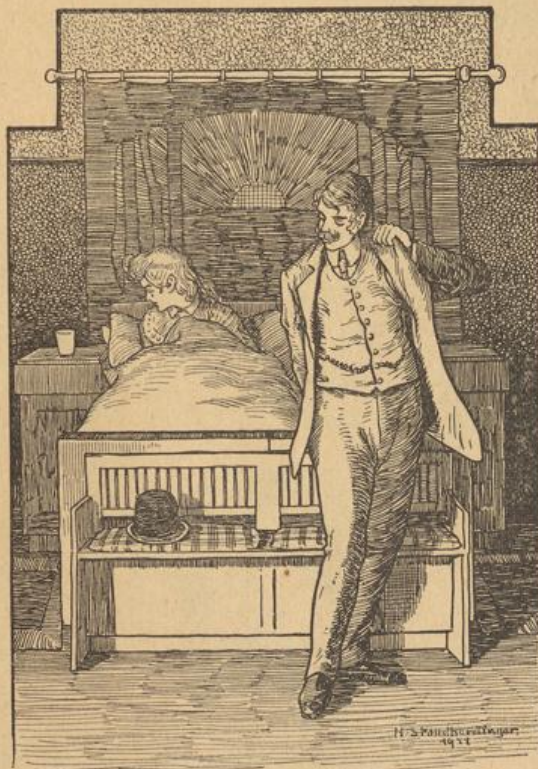
fähig war: die Einmachtopfe waren nämlich fast alle geleast.

„Zanke das freche Ding doch tüchtig aus“, bat Otti.

Sie selbst fühlte sich dazu unfähig.

Sie war ganz gebrochen von den zahlreichen auf sie hereinstürmenden Erfahrungen und außerdem so müde, denn der Kleine schrie jede Nacht ein paar Stunden lang ununterbrochen.

Der junge Amtsrichter war jetzt immer in der denkbar schlechtesten Stimmung.



„Ach was, krank . . . warst ja heute morgen noch gesund und frisch wie der Fisch im Wasser.“

Seine angebetete, kleine Frau war in keinem Punkte das geworden, was er von ihr erwartet hatte!

„Du siehst, wohin das fährt“, sagte er zornig.

„Wenn die häusliche Tüchtigkeit fehlt, ist ein Mann immer der Geleitnte . . . ein hübsches Lärchen und 20 Jahre sind ganz niedliche Sachen, aber zu einer glücklichen Ehe gehört mehr.“

„Du bist also unglücklich“, schrie Otti ganz entsetzt auf und rang die Hände.

Dann begann sie bitterlich zu weinen.

Der junge Amtsrichter gehörte zu jener Art weicherziger Männer, denen Frauen-tränen Schmerz verursachen. Er begann also sein schluchzendes Weibchen zu trösten.

„Nimm es nicht so schwer, Maus! . . .

dem besten Mann geht einmal der Gaul durch. Ich habe es nicht so schlimm gemeint.“

Heimlich dachte er an Hilderose und wie schön es wäre, wenn sie einmal kommen und wieder Ordnung und häusliches Behagen schaffen würde. Zank und Streit, Unordnung und Unbehagen hatten ja schon bedenklich im Hause eingegriffen.

„Es wird schon besser werden“, sagte Otti bit-tend, „habe nur Geduld . . . immer noch mehr Geduld.“

Statt besser, aber wurde es schlechter.

Der Kleine schrie jede Nacht mit einer Kraft und Ausdauer, die der Lunge eines Erwachsenen alle Ehre gemacht hätte.

Franz hatte schon längst ein anderes Schlafgemach gewählt.

Otti versuchte es nun, mit der kleinen Magd in Unterhandlungen zu treten.

„Sie könnten das Kind auch einmal eine Nacht übernehmen“, schlug sie vor, „damit ich mich aus-schlafen kann.“

Die Ursel aber riß Mund und Augen weit auf.

„Ich . . . Madamchen . . . ne . . . ne . . . der Balg tut zu sehr viel schreien . . . ich verstehe mich

ganz und gar nicht auf Kinderchen und bin auch bloß zur Hausarbeit eingestellt worden. Tag und Nacht keine Ruhe . . . ne . . . da tät ich mich bedanken.“ . . . Es war nichts zu wollen mit ihr . . .

Otti aber wurde täglich bleicher und magerer.

„Du scheinst krank zu sein“, sagte besorgt der junge Ehemann.

„Mir fehlt nichts als Ruhe . . . Schlaf . . . einmal ein Ausspannen . . . so kann es nicht weiter gehen“, jammerte Ottilie kläglich.

„Ich will ein Kinder-mädchen einstellen“, antwortete Franz.

Es war auch das beste, obgleich der junge Amtsrichter den Kostenpunkt sehr fürchtete.

Sie hatten im letzten Vierteljahr ganz bedeutend über ihre Einnahmen gelebt. Das mußte aufhören. Ihr kleines Vermögen durfte nicht weiter mehr angetastet werden.

Er empfahl seiner Frau die größte Sparsamkeit. Ottilie war sehr willig; dennoch hatte sie bereits am 20. ihr volles Monatsgeld gebraucht.

„Wir wirtschaften dem Bankrott entgegen“, sagte Franz vorwurfsvoll. „Wenn ich nur daran denke, wie wenig Silberose brauchte, und wie gut sie alles einzuteilen wußte!“ . . .

Da wurde Ottilie ernstlich böse.

„Du hältst mir immer deine Schwester vor,

ich gelte nichts, sie alles; du hättest überhaupt nicht heiraten sollen.“

„Da hast du recht.“ . . .

„Also so weit ist es schon gekommen . . . du bereuist, mich genommen zu haben, o . . . ich arme, arme Frau.“ . . .

Der junge Amtsrichter haßte diese Szenen. Er war gutmütig, friedliebend, nachgiebig . . . aber bei diesen häuslichen Verhältnissen hatte sich die Milch seiner frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt.

Und zu denken, daß allem Elend mit einem Schlage hätte abgeholfen werden können, wenn der kleine Eigensinn gewollt hätte! . . .

Eines Mittags, als der Amtsrichter eben die Treppen hinaufkam, eilte ihm Ottilie bleich und zitternd entgegen.

„Komm doch schnell, Franz . . . mit dem Kinde ist etwas, ich glaube, es stirbt“, flüsterte sie, atemlos vor Angst.

„Das verfluchte Gott“, . . . sagte der junge Ehemann erschrocken.

Dann eilte er hinauf in das Zimmer.

Der Kleine lag steif und regungslos, mit seltsam starren, verglasten Augen im Schoße des Kinder-mädchens.

„Was ist's mit dem Knaben . . . wie kam alles?“ erkundigte sich der aufs höchste geängstigte Vater.

„Ich glaube nicht, daß das Kind krank ist“, sagte das Kinder-mädchen merkwürdig ruhig.

„Die gnädige Frau gibt ihm allzu oft Milch, da hat es Erbrechen gehabt.“

Ottli brachte ein schön gebundenes Buch herbei.

„Hier steht geschrieben, so ein kleines Kind müsse alle zwei Stunden Milch haben“, belehrte sie ihren Mann, „es ist ein gutes Werk, von einem berühmten Kinderarzt geschrieben.“

Der junge Amtsrichter ärgerte sich.

„Deine Mutter hat es doch gleich gesagt, daß es ein ungewöhnlich schwaches Kind sei, das braucht besondere Pflege. Aus einem Buche kann man



„Wenn die häusliche Tüchtigkeit fehlt, ist ein Mann immer der Geleitete . . .“

mit herme
i. ich hote
Das Ki
läßt au
„Ich
wü den
und geun
Merhu
Am No
„Sieh
is richtig
machte. K
den die
ihm nicht
„Gott
ich eben
und niem
hat, der
„Ja“, jam
richtete. T
vom jetzt
auch. D
vom aus
allen. G
Bei
vollst
über V
Kind
holt
beden
verfe
die
wurde
sich
die
Elte
am
S
um
gim
N
K
for
ich
h
111

nicht herauslesen, was es nötig hat. Am besten ist, ich hole sogleich den Doktor."

Das Kindermädchen schaute ein wenig verblüfft aus.

"Ich meine, es ist nicht notwendig . . . ich will den Kleinen baden, dann wird er wieder frisch und gesund sein."

Merkwürdigerweise war es auch so!

Am Nachmittag hatte sich das Kind wieder erholt.

"Siehst du", triumphierte Otti, es war doch so richtig, wie ich es machte. Alle zwei Stunden die Milch, das hat ihm nichts geschadet. . .

"Gott, wenn man sich eben nicht auskennt und niemanden um sich hat, der Erfahrung besitzt", jammerte der Amtsrichter. Die Geduld ging ihm jetzt immer so leicht aus. Der Schrecken lag ihm auch noch lange in allen Gliedern.

Leider sollte es sich bald wiederholen.

In einer der nächsten Nächte verfiel das Kind in heftige Krämpfe.

Der Arzt wurde geholt und machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Er verschrieb eine Medizin, die pünktlich gegeben wurde.

Der Zustand besserte sich jedoch nicht sogleich. Endlos verrannen die Stunden . . .

Die beiden jungen Eltern lehnten weinend am Bettchen des Knaben.

Franz befühlte seine Händchen; sie waren heiß und trocken. Das kleine Gesicht glühte, der Atem ging kurz und mühsam.

"Wenn ich nur wüßte, ob kalte Umschläge von Nutzen wären", sagte der Amtsrichter, der den Anblick des leidenden Kindes nicht mehr ertragen konnte.

"So geh' nochmals zum Doktor", bat Otti.

Als nach etwa einer halben Stunde der Amtsrichter mit dem Arzte erschien, fand dieser zwei Patienten vor.

Der Zustand des Kindes hatte sich mittlerweile

stark verschlimmert. Es lag mit verdrehten Neugeleim und heftig zuckenden Gliedern im Bettlein, davor aber lag, von einer schweren Ohnmacht befallen, die beklagenswerte junge Mutter.

"Die gnädige Frau ist bloß so erschrocken — sie hat noch niemals Krämpfe gesehen", berichtete das Dienstmädchen ziemlich gleichgültig.

Der Arzt waltete seines Amtes. Er verhehlte dem erschrockenen Amtsrichter nicht, daß der Zustand des Kindes ihm rätselhaft, aber sehr gefährlich

erscheine. Er bedauerte auch, daß Ottis Schwächezustand momentan nicht gestatte, Fragen zu stellen.

Das Kindermädchen habe über die Ernährung, Pflege und Behandlung des Kleinen sonderbare und wenige glaubhafte Aussagen gemacht.

Dann ging der Arzt.

Der junge Amtsrichter aber stürmte in der Angst seines Herzens auf die Poststation und gab ein Telegramm an Hilderose auf.

Andern Tags war die treue Schwester schon wieder angelangt. Sie übernahm die Pflege des Kindes und machte schon in der ersten Stunde eine höchst wichtige Entdeckung.

In einer Ecke stehend fand sie eine Schachtel mit Mohntee. Sie war sich sofort über die Bedeutung dieses Fundes klar.

Da der Kleine ein unruhiges Kind war, hatte das gewissenlose

Kindermädchen, das die Nachtruhe liebte, zu diesem verwerflichen Mittel gegriffen.

Vielleicht hatte sie einmal zu viel genommen und daher die Krämpfe und der leidende Zustand des armen Kindes.

Der Arzt bestätigte voll und ganz diese Vermutung. Er habe immer schon ähnliches geahnt, doch die Wahrheit nicht erfahren können.

Das Kindermädchen wurde sofort entlassen. Von diesem Tage an gedieh der Kleine sichtlich. Auch Otti erholte sich bald wieder.



"Komm schnell, Franz . . . mit dem Kinde ist etwas, ich glaube, es stirbt", flüsterte sie atemlos vor Angst.

Sie war jetzt einverstanden damit, daß Hilderose wieder im Hause war.

„Für immer“, sagte der Amtsrichter kurz und bestimmt. Und Otti war auch damit zufrieden.

Was das Mitgefühl mit der heimatlosen Schwägerin, die Anteilnahme an ihrem schweren Schicksal, an ihrem ungeliebten Frauenleben nicht vermocht hatte, das brachte der Egoismus fertig.

Otti war durch eine schwere Leidenschaft gegangen. Sie hatte ihr ihre Minderwertigkeit gezeigt und in der Angst, ihr häusliches Glück möchte völlig scheitern, beschloß sie, aus der Not eine Tugend zu machen.

Sie schlang deshalb zärtlich beide Arme um Hilderosens Hals und schmeichelte:

„Liebste Beste — verzeih' alles, was ich dir antat und bleibe wieder bei uns. Wir haben



„Liebste Beste — verzeih' alles, was ich dir antat und bleibe wieder bei uns.“

dich so sehr vermisst, ich armes, kindisches Frauchen bin ja den Anforderungen des Haushaltes noch nicht gewachsen. Wir haben schwer darunter gelitten — nicht wahr du hilfst mir wieder ein bißchen Sonnenschein und Glück in unser Haus zu bringen. Es war wirklich dunkel und traurig bei uns als du fehltest.“

Hilderose küßte die Schwägerin zärtlich.

Ein wonniges Empfinden durchdrang sie; jetzt war sie nicht mehr die Ueberflüssige, die Lästige, jetzt hatte sie wieder zu schaffen und zu sorgen und in dem Kinde sollte sie eine neue schöne Jugendzeit erleben.

Voller Erntesonnschein vergoldet jetzt endlich auch einmal ihr blaßes, stilles Altjüngferleben, das sich glücklich nannte, wenn es voller Opfer und Liebe sein durfte.

Hat Handwerk goldenen Boden?

Von Chr. Schöpferlen. *)

Wenn die Weihnachtsglocken verklungen und ein neues Jahr ins Land gekommen, dann haben die Menschen allerlei Wünsche für die Zukunft. Glück und Segen und Gesundheit! haben sie sich am Neujahrstage zugerufen und der Postbote hat's in vielen kleinen Brieflein den Leuten gedruckt ins Haus gebracht: „Herzliche Glückwünsche zum neuen Jahr.“ — Ja, Glück wünscht man sich, aber Glück und Glas, wie schnell bricht das! sagt ein altes Sprichwort; dagegen heißt es aber auch, daß jedem Menschen wenigstens einmal im Leben ein Stündlein schlägt, das ihm Glück bringen kann, sofern er es in Obacht nimmt und nicht verschert.

Mit dem Segen ist es schon was anders. Ehe der in ein Haus einzieht, macht er seine

Forderungen: er verlangt Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

Die Gesundheit ist ein Geschenk des Himmels und verständige Menschen sind dankbar dafür und halten es in guter Hut.

Außer diesen Wünschen hat aber jeder Stand noch seine besonderen Anliegen. Der Landmann wünscht für seine Fluren Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit und daß seine Felder bewahrt bleiben vor Hagel und Mißwachs, auf daß die Kuh im Stall stets gute Milch geben kann, damit es bei der Kontrolle keine Schwierigkeiten absetzt. Der Handwerker und Kaufmann wünscht, daß die Rechnungen bald bezahlt werden, daß die guten Kunden treu bleiben, die schlechten aber sich einen andern Meister und Lieferanten suchen. Der

*) Gründer des Kalenders „Bleter vom Rhein“.

Beamte wünscht Beförderung in seinem Beruf und daß die vom Landtag zu bewilligende Aufbesserung rückwirkend schon von Neujahr an gelten möge.

Wie mannigfach sind erst die Anliegen, Hoffnungen und Wünsche in den Familien. Da ist eine Tochter verlobt und im Frühjahr soll Hochzeit sein; wird es auch gut ausfallen und werden die jungen Leute zufrieden und glücklich mit einander leben? Dort ist ein Sohn in der Fremde; wird er brav bleiben und als tüchtiger Mensch in seinem Fach heimkehren?

In einer andern Familie beraten Vater und Mutter über die Zukunft ihres Jüngsten, der an Ostern aus der Schule entlassen wird. Die Mutter meint, „wenn er nur könnte ein Herr werden, daß er nicht so zu schinden und schaffen bräuchte und doch zu leben hätte und schön gekleidet einherkäme, wie man es in Karlsruhe und in andern Städten sieht; wenn der Bub nur studieren könnte!“

„Was“, entgegnet der Vater, „studieren, mein sauer verdientes Geld verstudieren!“ Dabei holte er mit der Faust aus, um auf den Tisch zu schlagen, aber noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß dann mit der Frau nicht mehr gut zu reden wäre, so sagte er nur: „Weißt Alte, dann hätte der Bub noch gar lang zu lernen und wir könnten sparen und schnarrmaulen bis an unser seliges Ende.“ „Aber Kaufmann könnte er werden“, meinte nun die Frau. „Da müßte er Sprachen lernen, wenn er was Rechtes werden soll“, entgegnete der Mann. „Ein Handwerk soll er lernen, Handwerk hat goldenen Boden.“ „Aber jetzt nimmer“, meint die Frau ärgerlich; „willst am Ende gar einen Schuster oder einen Schneider aus unserem Jungen machen? Das wäre noch schöner.“

Bei diesen Worten klopft es an die Stubentür und auf das „Herein“ erscheint ein Mann mit dem Wanderstab in der Hand und einer Tasche umgehängt mit einem herzlichen „Grüß Gott“ in der Stube. „Ei, ei, sieh' da, der Better vom Rhein besucht uns auch wieder“, riefen die Beiden, „Grüß Gott und herzlich Willkommen! Macht's Euch leicht, Better, und nehmt Platz; Ihr kommt eben recht, um uns Eure Meinung zu sagen und uns Euren Rat zu erteilen. Aber zuerst müßt Ihr unsern Neuen versuchen, der Elser macht Kurasch und gibt gute Gedanken.“

Nachdem die drei miteinander auf Gesundheit getrunken, berichtete der Mann, was er soeben mit seiner Frau besprochen hatte und sagte: „Was meint Ihr nun, Better?“ Indes hatte die Frau die Gläser frisch gefüllt und sagte: „Nicht wahr, so unrecht hab' ich nicht, man muß es den Kindern möglichst gut zu machen suchen, aber bei einem Handwerk kommt nicht mehr viel heraus.“

Der Better tat aus seinem Glas einen kräftigen Zug und begann dann zu reden: „Wer das Geld zum Studium eines Sohnes am Mund absparen müßte, sollte darauf nicht eingehen, zudem haben wir Studierende für viele Jahre genug, so daß selbst der Minister im Landtag erklärte, daß er nicht alle anstellen könne, die darauf warten; die jungen Leute sollen ein Geschäft lernen und sich auf eigene Füße stellen, statt der Staatskrippe nachzulaufen.“

„Aber Kaufmann“, fiel da die Frau dem Better ins Wort. „Nicht übel“, meinte dieser. „Ein tüchtiger Kaufmann kanns zu was bringen, besonders wenn er hinausgeht in die Welt — in unsere Kolonien, aber da muß er sich oft Entbehrungen unterziehen und hat auch manchmal Gefahren zu bestehen.“ „Was, zu den Schwarzen meint Ihr soll unser Bub gehen, daß er am Ende gar aufgefressen wird; da wird nichts d'raus!“ So eiferte die Frau. „Nun, mit dem Aufgefressen werden ist es nichts“, entgegnete der Better, „aber es gibt andere Gefahren, zum Beispiel das Klima.“

„Ein Handwerk soll er lernen“, polterte jetzt der Mann heraus, dem der Diskurs wegen des Studierens oder Kaufmann schon zu lange gedauert. „Ja, 'n Schuster, 'n Schneider“, entgegnete spöttisch die Frau.

„Nur gemacht“, sagte der Better, „es gibt ja der Berufe gar mancherlei, aber man soll von keinem verächtlich reden. Die Hauptsache ist, daß ein junger Mensch seinen Beruf recht lernt, dann steht ihm die Welt offen und wenn's ihm draußen nicht mehr behagt, kann er in der Heimat ein Geschäft anfangen und seine erworbenen Kenntnisse verwerten. Weil die Frau Base aber so wenig respektvoll vom Schuster und Schneider gesprochen hat, so will ich Euch von einem vernünftigen Abend erzählen, den ich vor kurzem in Baden-Baden erlebte. Ihr werdet daraus ersehen, daß ein Schuhmachermeister und ein Schneidermeister auch Leute sein können, vor denen man Respekt haben muß.“

„Hörst's Alte“, sagte der Mann, „aber jetzt paß' auf, was der Better erzählt.“ Dieser begann: „Auf meiner Wanderung kam ich unlängst auch nach Baden-Baden und besuchte da meine Freunde und Bettern. Da sagte mir einer: Ihr kommt gerade recht, wir haben heute Abend in unserem Stammlokal eine kleine Festivität und weil ich weiß, daß Ihr auch gern dabei seid, wo's lustig hergeht, so lade ich Euch dazu ein.“ Einverstanden und angenommen, sagte ich darauf.

Wie ich abends in das Stammlokal kam, saßen eine Anzahl Herren an einem langen Tisch. Nach der Begrüßung wurde das Essen aufgetragen:

Gas und Nudeln.“ „Hörst's Alte“, sprach der Mann dazwischen, „das ist meine Leibspeise.“ — „Ihr hättet nur sehen sollen, wie's allen geschmeckt hat. Geredet wurde nicht viel, aber wie die Platten und Teller geleert waren und die Gläser ein paarmal frisch gefüllt wurden, dann gings los. Es wurde musiziert und gesungen und nach jedem Lied haben sie die Gläser erhoben und miteinander angestoßen und ihre Wize dazu gemacht. Das waren vergnügte Stunden. Und wer meint Ihr, wer als dabei war? Ein paar Doktoren, Beamte, Kaufleute, auch solche, die ihr Schäfflein im Trodenen haben, man heißt sie Rentier, und dann noch, was meint Ihr Frau Base, was noch für Zwei dabei waren?“ „Nun, ich denke mir“, erwiderte diese, „wahrscheinlich der Bürgermeister und der Ratsschreiber.“

„Nichts da, Frau Base, ein Schuster war's und ein Schneider. Und die Beiden waren von den Beamten gerade so respektiert, wie der Doktor und der Kaufmann.“ „Was Ihr net saget, Better!“ rief die Frau voll Bewunderung.

„Ja, ja, so war's“, sprach dieser weiter, „und am andern Morgen, wie ich so durch die Straßen ging und die Schaufenster der Läden betrachtete, da find mir in einem solchen Schuhe aufgefallen von ganz besonderen Formen. Da der Inhaber des Geschäftes der Meister war, den ich am Abend zuvor bei der lustigen Gesellschaft kennen lernte, so trat ich bei ihm ein und fragte ihn, was dies für besondere Schuhe seien in seinem Schaufenster. Das sind für verwachsene und verkrüppelte Füße“, sagte er; „außer dem gewöhnlichen Schuhwerk mache ich hauptsächlich solche, die eine besondere Kunst und Fertigkeit verlangen. Von mir soll es nicht heißen, der Schuhmacher macht mir meine Schuhe nach seinem Kopf, statt nach meinem Fuß. Respekt davor! sagte ich, wenn ich wieder etwas brauche, komme ich zu Euch, vielleicht machen mir dann die Hühneraugen nicht mehr so zu schaffen.“

In einer andern Straße sah ich die Schaufenster und den Namen des Schneidermeisters vom Abend zuvor. Da ich schon längst gern eine sogenannte Fantasieweste gehabt hätte, so eine geblümelte oder getuppte, ging ich in den Laden hinein. Hier sah ich eine große Auswahl von Stoffen zu Herren- und Frauenkleidern, denn dieser Meister ist Herren- und Damenschneider zugleich. An seinem Dialekt hörte ich, daß er kein Badischer sei, was er auch bestätigte mit den Worten: „Na, hären se, mein Guteschter, ich bin se en Sachse.“ Während er mir das Maß zur Weste nahm, fing er an von seiner Heimat und Jugendzeit zu erzählen. Da es mich immer freut, die Lebens-

geschichte eines Menschen zu hören, so bat ich ihn darum und wenn es Euch recht ist, so will ich auf den Abend, wenn ich die Besuche bei meinen Bettern und Basen gemacht habe, kommen, und Euch erzählen, wie einer aus bescheidenen Verhältnissen durch Fleiß und Sparsamkeit es zu einem angesehenen und wohlhabenden Geschäftsmann gebracht hat.“

„Ja Better, das sollt Ihr uns erzählen“, sagten die Beiden.

Als der Better am Abend kam, erzählte er folgende Geschichte vom Handwerk mit goldnem Boden.

„In einem Dorfe des Sachsenlandes hörte man aus einem kleinen Bauerngehöfte den Taktschlag des Dreschlegels: tiktak, tiktak, tiktaktik, tiktaktik. Es war der Bauer mit seinen zwei Söhnen, die in flottem Takt die Dreschlegel schwangen, um das Korn auszdreschen. Von den Jungen war der eine sechzehn, der andere noch nicht ganz vierzehn Jahre alt. Der ältere war groß und kräftig, deshalb blieb er daheim, um dem Vater bei der Feldarbeit zu helfen. Der jüngere aber war ein schwächling Bürschlein, wollte aber doch in der Arbeit nicht zurückstehen und stand schon um vier Uhr morgens auf zur Arbeit. Darum lobte ihn auch der Vater besonders, als es eine Pause gab und der ältere Bruder eine Garbe aufband zum Umherlegen. „So Richard“, sagte der Vater, „so ist's recht, bist früh bei der Hand und hältst gut Takt, „Morgensund hat Gold im Mund“, merk' dir's fürs ganze Leben.“ Um sechs Uhr rief die Mutter zur Morgensuppe. Nachher durfte Richard nicht mehr in die Scheune, er ging seine Schulaufgaben nochmals durch und nachdem er sich ordentlich gewaschen und gebürstet hatte, ging's zur Schule.“

Auf dem Weg dahin begegnete ihm der Schneider Zwidel, der aus einem nahen Dorfe war und in die Nachbarschaft auf die Stör ging. So kam er auch jährlich einmal zu den Eltern Richards, um Neues anzufertigen und auszubessern, was für die Mutter zu schwierig war. Auch jetzt war sein Weg dahin. Während des Frühstücks sagte er: „Euer Richard ist mir begegnet, hab' immer meine Freud', wenn ich den freundlichen Jungen seh'. Wie ich weiß, kommt er jetzt aus der Schule. Gebt mir den Jungen in die Lehre, er sieht mir immer so aufmerksam zu, wenn ich zuschneide oder bügile, ich glaube, er hat Lust zu meinem Geschäft.“

Darauf sagte der Vater: „Ihr wäret mir als Lehrmeister schon recht, aber mein Bub soll was Besseres werden, denn er ist immer einer der ersten in der Schule.“ „Ei, ei“, sagte darauf der

Meister, gibts überhaupt etwas Besseres als einen tüchtigen Schneider? Müssen wir nicht so viele Fehler am menschlichen Körper ausgleichen? Gar mancher sieht rund und glatt aus, wenn er den Rock an hat, zieht er ihn aber aus, so kennt man ihn fast nicht mehr vor lauter Büdel und Löcher. Wenn Ihr mir den Jungen gebt, garantiere ich, daß ich einen Schneider aus ihm mache, der seinesgleichen sucht.'

Die Eltern berieten sich und als Richard von der Schule kam, wurde ihm die Frage vorgelegt, ob er Schneider werden wolle. Aber der Richard hatte andere Mücken im Kopf, doch sagte er endlich zu, es einmal zu probieren.

Am nächsten freien Schulnachmittag ging er also ins Nachbardorf, um sich der Meisterin vorzustellen, denn dies sei vor allem nötig, hatte der Meister gesagt, weil die Meisterin ja auch Mutterstelle an ihm zu vertreten habe.

Der Frau Zwickel gefiel der kleine Bursche, weil er so freundlich und helle d'reinschaute, auch sagte sie noch zu ihrem Zwickel: 'Weeste Alterchen, der braucht auch keinen so großen Löffel.'

Also trat Richard nach beendigter Schulzeit zum Schneidermeister Zwickel für drei Jahre in die Lehre.

Der Meister hatte beim Haus einen Garten und eine Wiese, auch betrieb seine Frau einen Kramladen. Das kam nun dem Lehrjungen insofern zu gut, als er in den freien Stunden eine gesunde Beschäftigung fand, so wie er es zu Hause hatte: er mähte das Gras und arbeitete im Garten; am Sonntag durfte er auch der Frau Meisterin beim Verkaufen im Laden helfen. So machte sich der Junge überall nützlich.

Nach einigen Monaten seiner Lehrzeit gab es noch eine andere Unterhaltung, es war der 1866er Krieg ausgebrochen. Da die Sachsen zu den Destreichern hielten, waren die Preußen im Anzug und man befürchtete, daß sie auch in dieses Dorf kämen. Die Leute waren sehr besorgt um ihr Hab und Gut und suchten so viel als möglich zu verstecken. Zwickel grub mit Hilfe Richards ein großes Loch im Keller, stellte eine Kiste hinein und verbarg aus dem Laden und Haushalt ihr Bestes; dazu gehörte besonders der blaue Frack des Meisters und das seidene Hochzeitskleid der Meisterin; aber auch der Junge wollte etwas dazu tun, holte seine Bettdecke und legte sie oben darauf. Es ist ja Sommer, meinte er, da tuts auch des Meisters alter Mantel zum Zudecken.

Raum waren sie mit dem Zudecken der Kiste fertig, als es hieß, man sehe in der Ferne schon einige Preußen herumreiten. Der Meister wollte hinaus, um nachzusehen, aber die Meisterin ließ

ihn nicht fort, weil sie fürchtete, die Preußen könnten ihn zum Gefangenen machen. Der Richard soll gehen, meinte sie, dem Kleinen werden sie nichts zu leid tun.

Also ging Richard auf Rundschaft aus. Raum war er eine Viertelstunde von Hause weg, sah er einen Reiter auf sich zusprennen, aber im Nu war der kleine Schneider ins Kornfeld geschlüpft und hielt sich da versteckt. Der Reiter war näher gekommen und rief ihm zu, herauszukommen, er wolle ihn nur was fragen, es geschähe ihm nichts. Auf diese Zusicherung hin verließ Richard seinen Schlupf und zeigte dem Reiter, einem Offizier, ein nahegelegenes Gehöft, wohin dieser wollte. Dann aber eilte er heimwärts und berichtete über sein erstes Erlebnis auf dem Kriegsschauplatz.

In der darauf folgenden Nacht sah man die Brücke, welche bei Riesa über die Elbe führte, brennen; eine kleine Abteilung sächsischer Soldaten hatte sie angezündet, um den Preußen den Uebergang unmöglich zu machen.

Am Tag darauf rückten aber die Preußen doch ins Dorf ein; es zeigte sich aber bald, daß sie nicht so schlimm waren, als der Ruf, der ihnen voranging. Sie bezahlten, was sie kauften, und bei ihrem Abzug nahmen sie nichts weiter mit, als ein Leintuch, aus dem sie sich Fußlappen schnitten.

Nach einem halben Jahr hatte Richard so viel gelernt, daß ihn der Meister auf die Stör mitnehmen konnte und nach zwei Jahren brauchte er schon keinen Gesellen mehr zu halten, da ihm Richard einen solchen ersetzte.

Als die drei Jahre Lehrzeit um waren, erhielt Richard in der nahen Stadt bei einem Schneidermeister, der nur für die Vornehmeren arbeitete, eine Stelle. Nach Umlauf der ersten Woche erhielt er als Lohn einen Taler. Mit großer Freude und mit Stolz wurde Richard erfüllt, als ihm der Meister diesen ersten Lohn in die Hand drückte und ihm sagte, daß er später mehr bekomme, wenn er so fleißig bleibe und sich noch mehr eingearbeitet habe. Nun wollte er es auch im Auftreten den andern Arbeitern gleich tun; er kaufte sich deshalb von diesem ersten verdienten Geld ein Paar Glacehandschuhe; vorher hatte er sich schon seinen langen Konfirmationsrock modernisiert, die Ecken vornen abgerundet und außen Taschen aufgesetzt; so präsentierte er sich zum Mittagessen dem Meister und der Meisterin.

Als ein Jahr vorüber war, hatte es Richard schon auf drei Taler Wochenlohn gebracht nebst freier Station.

Unterdessen brach der 1870er Krieg aus, die Geschäfte stockten und der ältere Bruder Richards wurde zum Militär einberufen, um den Feldzug

mitzumachen. Da es während dieser Zeit an Feldarbeitern mangelte, ging Richard nach Hause, um dem Vater in der Ernte und bei den nachfolgenden Feldarbeiten zu helfen; er vertauschte die Nadel mit dem Pflug.

Nach Beendigung des Krieges zog es ihn wieder nach seinem erlernten Geschäft. In Dresden fand er Arbeit und Gelegenheit, sich in seinem Berufe weiter auszubilden. Es ist in dieser Stadt nämlich eine Hochschule für die Schneiderei, in welcher das Zeichnen und Zuschneiden erlernt werden kann. Die Meistersöhne aus den Städten kommen dahin und führen nebenbei so eine Art Studentenleben, man heißt sie deshalb die Nadelstudenten. Das kostet viel Geld. Unser Richard machte das anders. Untertags saß er auf der Butik und verdiente ein schönes Stück Geld, abends ging er nach der Schneider-Universität, zeichnete und übte sich im Zuschneiden; das Lehrgeld hiesfür verdiente er sich durch die Tagesarbeit. Nach vier Jahren hatte er sich so weit ausgebildet und auch noch Ersparnisse gemacht, daß er daran denken konnte, sich weiter in der Welt umzusehen. Sein Sehnen ging nun dahin, fremde Sprachen zu erlernen.

Am dritten Oftertag des Jahres 1875 nahm er Abschied von der Heimat und den Eltern, die ihn nur ungern ziehen ließen. Er fuhr von Dresden direkt nach Luzern, wo er Arbeit fand. Die großartige prachtvolle Umgebung dieser Stadt, die Berge und die Seen taten es ihm an. Während die Kollegen Sonntags der Ruhe pflegten und im Wirtshaus sich die Zeit vertrieben, wanderte er hinaus in die Berge und ergözte sich an der schönen Gottesnatur.

Als die Tage kürzer wurden, ging er nach Bevey, an die Gestade des herrlichen Genfer Sees, wo ihm eine Stelle angeboten war. Nun begann er die französische Sprache zu studieren. Am Tage arbeitete er im Geschäft, nachts studierte er in der Grammatik. Schon nach einem halben Jahre verstand er ziemlich alles und wurde nun als Zuschneider in dem Geschäft engagiert. Hier blieb er bis zum Herbst 1878 und war nun der französischen Sprache vollständig mächtig.

Mit den gemachten Ersparnissen begab sich Richard auf die Reise und zwar direkt nach Paris. Hier verweilte er drei Wochen, um die Stadt und die damalige Weltausstellung kennen zu lernen.

Von Paris fuhr er nach London, denn sein Plan war, auch noch die englische Sprache zu erlernen. Er fand bald Beschäftigung und studierte nach Feierabend Englisch. Allein hier ging es nicht so glatt, denn er war einmal fünf Wochen ohne Arbeit. Da war nun Schmalhans Küchen-

meister und manchen Abend legte er sich hungrig ins Bett, denn seine Ersparnisse wollte er nicht ganz aufzehren. Bei alldem schrieb er die schönsten Briefe über sein Wohlergehen nach Haus.

Im März 1879 wurde Richard wieder an die schönen Ufer des Genfer Sees berufen, um in Montreux die Leitung einer Filiale zu übernehmen.

Zu Weihnachten des darauffolgenden Jahres zog es ihn wieder nach der Heimat. Seine Angehörigen drangen nun in ihn, daß er daheim ein eigenes Geschäft gründen solle, allein es zog ihn nochmals hinaus in die Ferne. Er nahm eine Stelle in Duisburg als Zuschneider an, wo es ihm jedoch nicht recht behagte. Da wurde ihm eine Stelle in Baden-Baden angetragen, die er auch annahm.

Nach einem halben Jahre starb sein Prinzipal und da ihm das Leben in Baden-Baden mit seiner schönen Umgebung gefiel, übernahm er das Geschäft auf eigene Rechnung, es war dies im Januar 1882. Durch seine Kenntnisse und Erfahrungen blühte das Geschäft immer mehr und heute ist es eines der ersten am Platze."

Der Vetter machte nach dieser Erzählung eine kleine Pause und fuhr dann weiter fort: „Ihr seht also, daß das Handwerk auch heute noch einen goldenen Boden hat, wenn Fleiß und Sparsamkeit sich die Hand reichen. Ich habe auf meinen Wanderungen noch manchen kennen gelernt, der sich emporgearbeitet und es zu etwas gebracht hat, aber fast jeder mußte sich eben anstrengen und sich oftmals Entbehrungen auferlegen. Ich habe auch Leute kennen gelernt, die es nie zu etwas Rechtem gebracht haben, aber gar oft liegt die Schuld an ihnen selbst.

Und nun Frau Base werdet Ihr hoffentlich nicht mehr so geringschätzig über das Handwerk denken. Wenn Ihr aber einmal ein Kostüm, wie die vornehmen Leute das Kleid heißen, haben möchtet, ein solches, das wie angegossen sitzt, dann will ich Euch die Adresse von Meister Richard geben, aber notabene, Ihr müßt etwas tief in den Geldbeutel langen."

„Dazu sind wir nicht reich genug", sagte der Mann.

Die Frau aber reichte dem Vetter die Hand und sagte: „Ich dank' Euch für die schöne Geschichte, die Ihr uns erzählt habt. Ich sehe ein, daß ich Unrecht hatte und am End' hätt' ich jetzt gar nichts mehr dagegen, wenn unser Junge auch ein Schneider würde. Wollt Ihr uns nicht den Gefallen tun, wenn Ihr nach Baden-Baden kommt und den Meister Richard fragen, ob er nicht unsern Jungen in die Lehre nehmen möchte, dann könnte mir ja nach einigen Jahren der einen so schönen Rock machen."

Das arme Reserl und der reiche Müller.

Von M. Engelhardt.

In dem Gemeindehause von Lindenheim ging es heute besonders lebhaft zu; es handelte sich darum, eine vater- und mutterlose Waise jährlich um vierzig Mark zu nähren und zu kleiden, aber es fand sich niemand, der um diese geringe Summe das Reserl Klein aufnehmen wollte. Endlich trat der Schuhmacher Andreas Frisch hervor und sagte, sich an den Bürgermeister wendend: „Wenn niemand sich des armen Würmleins annimmt, so will ich es nehmen und an das Wort des Heilands denken: „Wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf“, und dann kannte ich ihre Eltern, sie waren rechtschaffene Leute, ich tue es schon um ihretwillen.“

Eine Pause entstand, die Anwesenden schienen überrascht von dem kühnen Entschluß des armen Schusters, der selbst sechs Kinder zu Hause und kaum das liebe Brot für sie hatte, darum fragte ihn der Bürgermeister eindringlicher, ob er es sich auch überlegt habe, das Kind um jährlich vierzig ganze Mark aufzunehmen und ob seine Frau nichts dagegen habe?

Meister Frisch wußte aber den Bürgermeister wie die übrigen Gemeindeglieder vollständig zu beruhigen, er erklärte, sich mit seinem Weibe besprochen zu haben, daß, wenn niemand die Kleine aufnehme, sie sich ihrer erbarmen wollten. Dabei blieb es auch, das Reserl Klein wurde dem Schuhmacher Andreas Frisch zugesprochen, und als dieser darauf versprach, er werde das Kind ordentlich halten wie sein eigenes Kind, wobei er die Kleine, die bisher stille neben der Tür gestanden, auf seinen Arm nahm und ihr rosiges Gesichtchen mit seiner harten, schwieligen Hand streichelte, und sie mit seltsam weicher Stimme fragte: „Reserl, willst du mit mir gehen?“ da schlang das Kind seine kleinen Arme um seinen Hals und sagte, ihr blondes Köpfchen an ihn schmiegend: „Ja, ich will bei dir bleiben, wenn

du mich lieb hast, und“ — fügte sie leise und stoßend hinzu, „wenn du mich nicht schlägst.“

„Nein, o nein, Kind, ich schlage dich nicht, mußt aber mein braves und folgsames Reserl sein und der Mutter recht an die Hand gehen, dann wird alles gut werden.“

Der Zunächststehende war der reiche Müller Kern; er hatte die letzten Worte des Kindes gehört, lachte kurz auf und sagte: „Wird schon gut sein, Reserl, wenn du dich mit der Mutter auf gutem Fuße stellst, sonst hast du und der Vater

keine gute Stund' bei ihr, merk' dir's“, dann wandte er sich an den Bürgermeister mit der Frage: „Ist jetzt alles in Ordnung?“

„Soweit schon“, antwortete der Gefragte, „lieber aber wäre es mir gewesen, Ihr hättet das Kind um ein „Vergelt's Gott“ in Euer Haus genommen.“

„Ich? — Was fällt Euch ein, Bürgermeister? Und was würde mein Weib dazu sagen?“

„Euer Weib? Als ob der nicht alles recht wäre, was Ihr tut! Du lieber Himmel, das Kind wär' gerad' recht für sie zur Kurzweil, schaut's nur an, das Gesicht, wie ein Engel — Ihr habt keine Kinder, Müller, nehmt's.“

„Nehmt doch Ihr's, Bürgermeister, bei Euch wär's ebenfogat aufgehoben, wie bei mir, ja noch besser! Euer Weib ist gesund, das meine ist immer krank, sie hat Tag für Tag den Kopf verbunden, Kopfschmerz, immer Kopfschmerz, sie braucht Ruhe und ein Kind bringt nur Unrast mit. Aber wozu der Worte, dem Meister Frisch ist sie zugesprochen und mich dünkt“, fügte er mit einem leisen Spott bei, „der würde sie uns nicht einmal mehr geben“, und breitspurig schritt der Müller der Türe zu, stülpte seine Pelzmütze auf den Kopf und ging mit kurzem Gruß davon.

Schweigend sah ihm der Bürgermeister nach, dann wandte er sich nochmals an Frisch, der noch



„Ich? — Was fällt Euch ein, Bürgermeister? Und was würde mein Weib dazu sagen?“

immer mit der Kesperl wartend vor ihm stand. „Na, es ist gut, Ihr könnt gehen, behaltet sie einmal um vierzig Mark, und wenn das Jahr um ist, kommt zu mir, dann will ich sehen, was sich tun läßt, und damit „Behüt' Gott!“

Meister Frisch wollte eine Verbeugung machen, die aber mißlang, er scharrte daher zweimal mit dem rechten Fuße und murmelte: „Werd's nicht vergessen, hab' die Ehre, Herr Bürgermeister.“

Frisch trug seine kleine Last nach Hause, sein Weib empfing ihn und das Kesperl nicht gerade freundlich, sie überfah es sogar absichtlich, als das Kind ihr kleines Händchen nach ihr ausstreckte und mit den Worten: „Grüß Gott, Frau Mutter!“ sie begrüßte, wie ihr Pflegerater ihr gesagt hatte zu tun, ehe er sie über die Schwelle führte.

Nachdem Frisch seinem Weibe alle Fragen beantwortet hatte, verschwieg er ihr auch nicht, daß der Herr Bürgermeister ihm gesagt hätte, er werde es befürworten, daß er das nächste Jahr mehr Kostgeld für das Kind bekäme, er soll es nur beantragen.

„Du sollst es beantragen?“ fiel die Meisterin ihrem Manne in die Rede, „nein, — ich beantrage es, aber ich verlange nicht zehn Mark mehr, sondern zwanzig, verstehst du? anders tue ich's nicht; so ein Kind macht Arbeit und essen mag es auch. Also zwanzig, verstehst du? und wenn sie nicht wollen, dann können sie es wieder haben, ich nehme es nicht mehr, — hast du mich verstanden?“

Er hatte sie wohl verstanden und er nickte zum Zeichen seiner Zustimmung mit dem Kopfe und dachte: „Kommt Zeit, kommt Rat.“

Das Kesperl schien aber vorerst die Pflegemutter zu fürchten und hielt sich an des Vaters Seite, der sie mit seinen Kindern bekannt machte, bis die Mutter die Suppe ausgeteilt hatte, und Kesperl an ihrer Seite ihren Platz anwies.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die kleine Waise ihrer Pflegemutter alles tat, was

sie ihr an den Augen absehen konnte; sie war stets willig und gehorsam, sie hegte und pflegte die beiden Jüngsten und tat vom Morgen bis zum Abend, was in ihren schwachen Kräften stand. Die Meisterin aber war, wenn sie gerade ihren bösen Tag hatte, ungerecht gegen das Kind, das kaum sechs Jahre zählte. Wohl blutete dem Meister Frisch das Herz wegen der Härte seines Weibes, aber er schwieg, um nicht Kesperl's Loß zu verschlimmern.

In wenigen Wochen jährte es sich, daß Meister Frisch die kleine Doppelwaise in sein Haus nahm;

sein Weib versäumte nicht, ihm täglich zu wiederholen, daß sie nur um das doppelte Kostgeld das Kesperl behielte. Es war umsonst, daß der Meister sie erinnerte, wie fleißig und geschickt das Kind sei, wie achtsam Kesperl ihre Kleinsten hütete, wie wenig sie an Nahrung bedürfte, sie wollte es nicht hören, was er zu ihren Gunsten sprach und versicherte ihm täglich wieder, sie behielte das Kesperl nicht eine Stunde mehr, falls die Gemeinde ihr nicht gebe, was sie verlange.

Es war ein klarer Wintertag zu Anfang Dezember. Nach dem Mittagessen gebot die Meisterin dem Kesperl, ihre besseren Kleider anzuziehen, sie müsse nach Griesdorf ein Paar Stiefel tragen.

Das Kesperl gehorchte und bald stand sie reifertig vor ihrer Pflegemutter. Diese warf einen halben Blick über die kleine Gestalt, auf die derben Lederschuhe, in welchen die niedlichen Füßchen stakten, auf das dürftige, fast verwachsene Kleidchen, dann fragte sie: „Kennst du den Weg nach Griesdorf?“ Ob sie ihn kannte! D wie oft war sie ihn mit ihrem Mütterlein gegangen, als sie noch lebte, wie Sonnenschein zog es über des Kindes liebliches Gesichtchen bei dieser Erinnerung.

„Ich weiß den Weg dorthin ganz genau“, erwiderte Kesperl freudestrahlend. „Die Mutter sagte, es wäre eine kleine Stunde bis zur Base,



„Ich weiß den Weg dorthin ganz genau“, erwiderte Kesperl freudestrahlend.

die sie besuchte, und wohnte am Ende des Dorfes."

"Zur Base gehst du mir nicht, in zwei, höchstens zwei und einer halben Stunde bist du wieder zurück, hast du mich verstanden? Die Stiefel gehören dem Schmied Heller, die Schmiede ist leicht zu finden, da gibst du die Stiefel ab, das Geld tuft in den Beutel, ich hänge ihn dir um den Hals, — so, — da ist er am besten verwahrt, so, — und nun eile, daß du fortkommst."

Keserl wollte dem Pflegevater und den Kindern noch die Hand reichen, aber die Meisterin schob sie zur Türe hinaus. Doch kaum war Keserl eine kleine Strecke gegangen, als sie das Kind zurückrief, um ihm nochmals einzuschärfen, das Geld ja nicht zu verlieren!

Jetzt durfte Keserl hoffen, daß sie endlich ihre Wanderung antreten konnte, fröhlich stapften die kleinen Füße durch den Schnee, bald lag das Dörflein hinter ihr, die sonnenbeschienene Landschaft lag vor ihr, sie fühlte sich wie aus dunkler Haft entronnen, so leicht, so frei ward ihr zu Mut. Nach einer Biegung des Weges sah sie das Martelstöckle, wo sie mit ihrem Mütterlein so manches Mal gestanden, gebetet und hinab ins Tal geblickt hatte, auch jetzt stand sie stille, ein

Erinnern wie fernes Läuten, so heimlich, so traut, so fern und doch so nah, doch durch ihre junge Seele, da schreckte sie Peitschenknaall und Schellengeklingel aus ihren Träumen, ein Schlitten flog vorüber, der reiche Müller saß darinnen. Keserl grüßte hinüber, er dankte mit leisem Kopfnicken, jetzt wandte er sich nochmals zurück, ihr rotes Mützchen leuchtete grell in der Sonne, sie stand einsam am Wegrande, einsam und verlassen, ihm ward es seltsam weich ums Herz, doch, — was ging ihn das fremde Kind an? Mit einer ungeduldrigen Bewegung wandte er sich ab, straff zog er die Zügel an und pfeilschnell flog der Schlitten

die Anhöhe hinab. Keserl blickte ihm nach, dann folgte sie ihm eilenden Schrittes, so schnell sie vermochte. Der Sonnenschein war verschwunden, als Keserl durchs Dorf ging, graue, düstere Wolken jagten am Himmel vom Winde getrieben. Die Schmiede war bald gefunden, roter Feuerschein leuchtete aus den mit Eisendraht vergitterten Fenstern. Mit mächtigem Hammer schlug der Schmied auf das glühende Eisen, daß die Funken sprühten. Keserl wagte nicht, sich dem Eingang zu nähern, doch der Schmied hatte sie bemerkt und fragte freundlich, zu wem sie wolle, und was sie in dem

Bündel trage, ob es vielleicht seine Stiefel seien, denn das Tuch hatte sich gelockert und ein Schaß blickte neugierig hervor.

Keserl bejahte mit freundlichem Lächeln und übergab ihm die Stiefel mit einem Gruß von dem Pflegevater.

"Komme in die Stube, Kind, und ruhe dich aus!" sagte der Schmied, "du wirst durstig und hungrig sein."

Unter der Tür stand eine blonde, freundliche Frau. An diese wandte sich der Schmied: „Grete, bringe der Kleinen eine Schale heißer Milch, sie hat einen weiten Weg gemacht und es ist bitter kalt draußen!"

Bald saß der kleine Gast am Tische und labte sich an dem wärmenden Trunke und dem kräftigen Brote. Das Keserl

ließ es sich vortrefflich schmecken und blickte auf die Kinder, die erst schüchtern in die Ecke sich drückten, dann aber immer näher und zutraulicher wurden. Ein kaum zweijähriger Knabe brachte Keserl sein Pferdchen, er mühte sich, daß es auf dem Tische stehen sollte, aber vergebens. Der Schimmel hatte in irgend einer Schlacht das Bein verloren. Die zwei Jahre ältere Schwester wollte gegen den kleineren Bruder nicht zurückstehen, sie holte ihre Puppen und bald spielten sie fröhlich zusammen, und das Keserl war so glücklich, daß sie nicht an den Heimweg gedacht hätte, wenn die freundliche Frau sie nicht karak gemahnt hätte. Keserl empfing das Geld,



„Grete, bringe der Kleinen eine Schale heißer Milch, sie hat einen weiten Weg gemacht und es ist bitter kalt draußen!“

das sie unter ihrem Kleidchen verwahrte, wie die Pflegemutter ihr geboten, dann nahm sie Abschied, reichte den Schmiedsleuten dankend die Hand und trat aus dem gastlichen Hause in das herannahende Unwetter. Es war schon dämmerig geworden, jetzt fing es an zu schneien, dicke, weiße Flocken fielen lautlos zur Erde, der Wind trieb ihr den Schnee ins Gesicht, er zerrte an ihrem dünnen Röckchen, daß Reserl Mühe hatte, sich auf den Füßen zu halten. Jetzt hatte sie die Anhöhe erreicht, aber das Kreuz, das ihr ein Wegweiser sein sollte, sie sah es nicht, die Dunkelheit war hereingebro-

hüllend. „Fünf Uhr und das Reserl noch nicht zurück“, murmelte Meister Frisch, indem er sich von seinem Dreibein erhob und aufgeregt die Stube durchschritt.

Seine Frau hatte schon längst auf diese Neußerung gewartet, denn die Sorge um das Reserl stand deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. „Du ängstigst dich am Ende gar um das Reserl? Meinst am Ende, sie sei verunglückt? Der passiert nichts, heil und ganz kommt sie wieder“, erklärte sie bestimmt, und bitterer Hohn lag in ihren Worten. „Ich werde ihr aber einen Empfang bereiten, wie sie sich ihn besser nicht wünschen kann und eine Lektion erhält sie, die sie ihr Lebtag nicht vergißt!“

Meister Frisch trat dicht an sein Weib heran und sah ihr fest in das wutentstellte Antlitz. „Du wirst sie nicht anrühren!“ sagte er mit vor Zorn bebender Stimme, „eine warme Suppe gibst du ihr, wenn sie kommt, und Gott möge sie schützen, daß das Kind bei diesem Unwetter nach Hause findet und der Schnee nicht ihr Grab wird.“

Ohne seinem Weibe noch ein Wort zu gönnen, stürmte er hinaus. Die alte Uhr in der Ecke schlug sieben, Gottfried, ein Junge von zehn Jahren, zählte die Schläge. Er lief zur Haustür und hielt Ausschau nach der Vermißten, doch enttäuscht trat er zurück in die Stube, wo er sich an

seine Mutter mit der Frage wandte: „Warum liebst du mich nicht mit dem Reserl gehen? Ich bin doch noch einmal so alt wie sie.“

„Schweige!“ gebot die strenge Mutter, „iß die Suppe, dann geht schlafen und kümmert euch nicht um das Reserl, die kommt schon!“

Die Kinder verzehrten schweigend die Mahlzeit, dann gingen sie zur Ruhe, mit heiserem Klange schlug die Uhr die zehnte Stunde. Gottfried schlief noch nicht, er faltete die Hände und betete: „Lieber Gott, bringe das Reserl wieder heim!“

Doch horch! Näheren sich nicht Schritte der Türe. Die Meisterin eilte hinaus. Meister Frisch trat bleich mit triefenden Haaren und nassem Mantel über die Schwelle, er sank auf einen Stuhl und verzug das Gesicht in die Hände.

Keines sprach ein Wort. Die Meisterin fühlte seit Stunden heimliche Reue, und heimliche Angst, die sie nicht mehr ertragen konnte, sie unterbrach daher das bange Schweigen mit der Frage: „Hast du sie nicht gefunden?“

„Hätte ich sie gefunden, so wäre sie hier“, antwortete Frisch kurz und versiel wieder in ein düstres Schweigen, welches sie nach einer Weile wieder unterbrach, indem sie die Vermutung aussprach, daß die Schmiedsleute das Unwetter kommen sahen und hätten das Reserl über Nacht behalten.

„An die Möglichkeit dachte ich auch“, entgegnete Frisch, „aber leider ist dem nicht so. Ich war bei den Schmiedsleuten, die heftig erschrakten, als sie hörten, daß sie noch nicht zu Hause sei, und es bereuten, das Kind nicht über Nacht behalten zu haben. Ja, sie müssen gut zu ihr gewesen sein, sie lobten das Kind, sie werden ihm barmherzige Hilfe entgegengebracht haben, das tat der Kleinen wohl, denn du hattest kein Herz für das arme Waislein, aber wenn sie den Tod fand, dann wird sie dich bei Gott verklagen, denn du hast sie hineingetrieben.“

Sie antwortete nicht, schlaflos verbrachte sie bei brennender Lampe die Nacht, nur den



Meister Frisch trat dicht an sein Weib heran und sah ihr fest in das wutentstellte Antlitz. „Du wirst sie nicht anrühren!“

einen Wunsch im Herzen: das Kiesel möge wiederkommen.

*

Wie bange klopfte Kiesel's Herz, als sie oben auf der Anhöhe stand und nicht wußte, wohin sie sich zu wenden habe, um den rechten Weg nicht zu verfehlen. Sie mußte ja zur rechten Zeit nach Hause kommen, sie dachte an die Pflegemutter, deren Zorn sie so oft unverdienter Weise fühlen mußte und glaubte, ihn doch heute verdient zu haben. Sie strengte die Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen, aber umsonst, — rabenschwarze Nacht umgab sie. Angestrengt horchte sie auf einen Glockenton, dem sie nachgehelt könnte, lauschte auf das Geräusch eines Wagens, der Menschen brächte, die sie um Hilfe bitten wollte, nichts regte sich, nicht ein Ton, kein Geräusch unterbrach die Totenstille. In jäher Angst lief Kiesel bald rechts, bald links, unbewußt kam sie vom Wege ab, sie versank im Schnee, mühsam arbeitete sie sich wieder heraus, ihre Wangen glühten, keuchend ging ihr Atem und Tränen stürzten aus ihren Augen. Nur mühsam schleppte sie sich fort, bald aber trugen die Füße sie nicht mehr, drüben lag langgestreckt eine breite, weite Straße, mit Aufbietung aller ihrer Kraft suchte sie dieselbe noch zu erreichen, aber mit einem



Wie bange klopfte Kiesel's Herz, als sie oben auf der Anhöhe stand und nicht wußte, wohin sie sich zu wenden habe

Der Müller stieg aus, um sich zu überzeugen, ob ein Hindernis vorhanden sei. Doch Welch ein Schrecken durchzuckte ihn, als er bei dem Scheine des aufflammenden Streichholzes die halbverschneite Gestalt eines Kindes erblickte, und dieses Kind war das Kiesel! —

„Armes Kind!“ sagte er im Tone tiefsten Mitleides, „noch eine Stunde später wenn ich gekommen, wäre dein Schlaf zum Todeschlaf geworden.“ Er drückte ihr kaltes Gesichtchen an seine Wangen, und sein heißer Atem belebte sie. Sorgfältig schlug er die Pelzdecke um sie, stößte aus einer Flasche ihr einige stärkende Tropfen ein und bald richtete sich das Kiesel auf und fragte ihren Retter: „Wo bin ich?“

„Brauchst dich nicht zu fürchten Kind, du bist gut bei mir aufgehoben, ich bringe dich in die Mühle.“

„O, Herr Müller, ich bitte bringen Sie mich heim zu meinem Pflegevater, ach, die Mutter schlägt mich, längst sollte ich schon zu Hause sein, aber ich fand den Weg nicht mehr.“

„Die Mutter schlägt dich nicht mehr, dafür laß mich sorgen, nicht umsonst fand ich dich, du gehörst zu uns und bleibst bei uns.“

Mit großem Ernste hatte der Müller diese Worte gesprochen. Er dachte an die Worte des Bürgermeisters, als das

Auffschrei fiel sie zu Boden, sie vermochte sich nicht mehr zu erheben und schlief ein. —

Leise fielen die Flocken, leise und unaufhaltsam, und deckten das schlafende Kind, das dem Tode geweiht schien.

Der reiche Müller Kern hatte sich verspätet. Drunten im Dorje schlug die Uhr zehn, noch eine gute halbe Stunde, und er hatte die Mühle erreicht. Ein leichter Schlag auf den Rücken des Braunen und pfeilschnell flog der Schlitten dahin. Plötzlich stand das Pferd still; es half kein Zuruf des Müllers, selbst kein Schlag mit der Peitsche vermochte etwas über den sonst so empfindsamen Braunen, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Kind dem Meister Frisch zugesprochen wurde: „Lieber wäre es mir gewesen, Müller, Ihr hättet das Kiesel um ein „Vergelt's Gott“ in Euer Haus genommen.“ Dieses Wort ging ihm nach, so oft er die kleine Doppelwaise sah, auch heute wieder mußte er an sie denken, nachdem er ihr begegnet war.

Ja, es war kein Zufall, daß er sie finden mußte, es war eine Fügung Gottes. Noch vor wenigen Tagen bat ihn sein sanftes Weib, er möge das Kiesel in sein Haus nehmen. Die Schusterin behandelte das Kind gar übel, gäbe ihm wenig zu essen und ließe es über seine Jahre und Kräfte arbeiten. Damals hatte er sie hart abgewiesen und gesagt: „Man dürfe nicht alles

glauben, was die Leute sagen“, aber jetzt war er überzeugt von der Wahrheit des Gerüchtes, und sein Entschluß stand fest, das Keferl nicht eine Stunde mehr in den Händen des unbarmherzigen Weibes zu lassen. — —

„Liesbeth, rate, was ich dir heute mitbringe?“ rief der Müller kern unter der Tür seiner Wohnstube und führte das Keferl über die Schwelle seinem Weibe zu.

„Das Keferl!“ rief die Müllerin erstaunt und erfreut aus und zog das Kind, von dessen Kleidern das Wasser triefte, zu sich. „Wo war sie? Wie hast du sie gefunden?“

Das waren die ersten Fragen, die die Müllerin an ihren Mann richtete und die er ihr aufs ausführlichste beantwortete und dann schloß:

„Da ich dem armen Waislein ein Ketter vor dem gewissen Tode werden durfte, so soll sie auch ihre Heimat auf der Mühle haben.“ Ueber die Wangen der Müllerin flossen Tränen und sie sagte von Herzensgrund

„Ja und Amen“ dazu und segnete den Entschluß ihres Mannes, den sie niemals zu bereuen hatten, so lange sie lebten. Schon am frühesten Morgen war der Müller bei dem Bürgermeister und erzählte ihm, wie er das Keferl gefunden und daß er sie, so lange er und sein Weib lebten, behalten wolle.

Der Bürgermeister hatte eine herzliche und aufrichtige Freude darüber, daß es nun nach seinem Willen gehe und er war zufrieden damit.

Das Weib von Meister Frisch erhielt eine ernste Rüge über ihre große Lieblosigkeit gegen das arme Keferl, der Meister aber dankte Gott, daß das Kind, an dem sein ganzes Herz hing,

jetzt in besseren Händen war, als in den harten seines Weibes.

Ueber ein Jahr war bereits verfloßen, daß das arme Keferl in die reiche Mühle kam. Der Winter war vergangen und im Garten hinter der Mühle blühen in stiller Ecke die Schneeglöckchen und bald, bald, würden auch die blauen Veilchen ihre frommen Blumenaugen dem milden Sonnenschein öffnen. Jeden Tag ging das Keferl mit der Mutter, wie sie jetzt die gute Müllerin nennen

durfte, in den Garten, um zu sehen, ob bald die Veilchen blühten. Die Müllerin trug kein Tuch mehr um den Kopf geschlungen, sie sah rosig und frisch aus und lachte herzlich über des Keferls kindliche Einfälle, sie ward froh mit dem Kinde, das mit seiner ganzen Seele an seinen Wohlthätern hing.

Als aber die Veilchen vollends verblüht waren, da stand das Keferl mit einem Strauß vor dem Bette der Müllerin; die lächelte ihr freundlich zu und zeigte auf die Wiege, in der ein kleiner, lieblicher Knabe schlief, des Müllers Erstgeborener, des Vaters Stolz, der Mutter Freude und Keferls wahres Entzücken. Nach und nach kamen noch

ein Knabe und ein allerliebstes Mädchen auf die Mühle, womit der liebe Gott den Müller und sein Weib beglückte und das Keferl erfreute, die ihr liebes, kleines Mütterlein und ihr liebster Spielfamerad war, und später, als sie erwachsen waren, ihre treueste Beraterin und Freundin blieb.

Auf der Mühle wohnte der Friede und Liebe verband alle Glieder des Hauses und das rechte, wahre Glück kam erst mit dem armen Keferl auf die reiche Mühle.



Doch welch ein Schrecken durchzudte ihn, als er bei dem Scheine des aufstammenden Streichholzes die halbverschneite Gestalt eines Kindes erblickte . . .

Humoristisches.

Pech. . . . Haben Sie auch solches Pech mit Ihren Abhümmen? — „Und wie! Die erste blieb nur 3 Tage, und die zweite ist nicht wegzubringen.“

Verrechnet. Stromer, (der einen Diebstahl beging, um eingesperrt zu werden, resigniert): „Frügel hab' ich Triegt die Sachen hab' ich wieder rausgeben müß'n, die ich gestohlen hab' . . . und eingesperrt bin ich doch nicht worden.“

Betrachtungen zur Geschichte der Rheinschifffahrt.

Von Dr. Sch.

Der Rhein ist der größte und wichtigste unter den Strömen Deutschlands; sein Lauf und sein Stromgebiet sind auch am reichsten und mannigfaltigsten entwickelt. Seine einzelnen Teile sind in ihrem natürlichen Charakter scharf von einander unterschieden, sie haben sich daher auch ein jeder eigenartig für sich entwickeln müssen.

Die Entfaltung der Schifffahrt hängt ab von den Bedingungen, die durch die Verschiedenheiten des Stromlaufes gestellt sind. Mannigfaltige Hindernisse mußten bewältigt werden; der Oberrhein war die verwahrlosete Strecke des Flusses. Man hat sich begnügt, den Seitenbächen aus dem Schwarzwald ihren Lauf durch künstliche Landgraben anzuweisen. Im allgemeinen nahm man die Zustände, wie sie nun einmal lagen, ohne an eine künstliche Verbesserung zu denken, obgleich im eigentlichen Mittelalter gerade die Wasserstraße vom Verkehr bevorzugt wurde. Sie war trotz aller ihrer Hindernisse und Schwierigkeiten doch immer noch bequemer und sicherer als die meisten Landstraßen. So haben Karl der Große, gestorben 814 und Ludwig der Fromme, gestorben 840 gerne ihre Reisen zu Schiff gemacht. Aus demselben Grunde sind in Straßburg die Fischer verpflichtet, für die Beförderung des Bischofs auf seinen Reisen zu sorgen. Ebenso sind die Fischer von Koblenz gehalten, die Erzbischöfe von Trier Moselauwärts bis in diese Stadt zu geleiten. Kaiser Friedrich III. hat seine Reisen am Rhein noch wiederholt zu Schiffe gemacht. Auch die großen Scharen von Wallfahrern, die Reisegesellschaften früherer Zeit, mieten regelmäßig ein Schiff für ihren Weg den Rhein aufwärts. Selbst auf der heute unfahrbaren Strecke oberhalb Basel sind Personen wie Waren auf dem Wasser befördert worden. Der Kaufmann, welcher über den Aelberg kam, bestieg auf dem Bodensee das Schiff, das ihn den Rhein herabführte.

Auf den gefährdeten Strecken hatte man Hilfskräfte zur Unterstützung der Schiffer nötig, oder die Schiffer beschränkten sich auf diejenige Strecke des Flusses, die ihnen genau bekannt war. Daraus entwickelten sich je länger, je mehr die Monopolbestrebungen der einzelnen Schifferschaften. Die große Stromschnelle bei Laufenburg bildete kein Hindernis für die Schifffahrt. Eine eigene Genossenschaft, die Laufentnechte, führte die Schiffe an starken Seilen durch. Aber unablässig haderten die Schiffer von Laufenburg mit denen von Basel über das Recht der Waren- und Personenbeförderung aus der Schweiz. Noch hartnäckiger waren die Streit-

tigkeiten der Basler mit den abwärts am Rhein bis Straßburg wohnenden Schiffern. In besonderen Verträgen wurde der Rheinlauf streckenweise ausgeteilt unter die einzelnen Genossenschaften. Schon vor dem Ende des 16. Jahrhunderts kam die ganze Fahrt auf dieser gefährlichen Strecke zwischen Straßburg und Basel fast ganz in Abgang. Bis zur deutschen Besitzergreifung im Jahre 1871 war der Rhein in den Hintergrund gedrängt. Der Grund für diese Erscheinung ist einfach: Das stillere Fahrwasser der Ill genügte dem Lokalverkehr mit dem oberen Elsaß. Außerdem war das Land durch zahlreiche Kanäle mit Frankreich verbunden, zu dem es auch in immer stärkere politische Beziehungen trat.

Mit großen Schwierigkeiten war die Bergfahrt verbunden. Hier mußten entweder Menschen oder Zugpferde aushelfen, die das Schiff an starken Seilen aufwärts zogen. Man nennt dies den Leinpfad. Schon die Römer bedienten sich seiner an der Mosel und am Rhein, mindestens abwärts Koblenz. Oberhalb Speier war es unmöglich, in dem Gewirt von Altwässern und toten Armen den Leinpfad gleichmäßig fortzuführen.

Der wechselnde Zustand des Fahrwassers erforderte Fahrzeuge von verschiedener Größe auf den einzelnen Strecken. Die Murgschiffer, die wichtigsten unter den rheinischen Holzflößern, durften nur ausnahmsweise auf ihren Flößen auch Güter verladen. Sonst war die Beförderung von Waren auf Flößen, die in dem Handel von Danzig eine so große Rolle spielt, niemals von besonderer Bedeutung. Oberhalb Straßburg hatte man große Schiffe, die nur mit Plöcken ganz roh aus Balken zusammengefügt waren. Am Ziele angekommen, wurden sie zerlegt und als Holz verkauft. Oberhalb Basel hatte man nur sehr stark gezimmerte Schiffe, die den Felsen und Stromschnellen Widerstand leisten konnten. Erst seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts hatte man begonnen, größere Schiffe zu bauen. Aber man beschwerte sich bald, daß die ohnehin langsame Verfrachtung noch langsamer werde, weil sie jederzeit mit der Abfahrt warteten, bis sie volle Ladung hatten. Auch fürchtete man, den Kleinern könnte die Konkurrenz unmöglich gemacht werden und die Gefahr des Schmuggels würde steigen mit der erhöhten Durchsuchungsschwierigkeit des Schiffrumes. Die Reise ging mit erstaunlicher Langsamkeit vor sich. Bei der Personenfahrt ging es etwas rascher. Das Marktschiff von Mainz nach Frankfurt bedurfte,

eine Mittagspause eingerechnet, des ganzen Tages zur Fahrt und bis man von Mainz nach Straßburg kam, dauerte es regelmäßig etwa 8 Tage, also länger, als wenn man heute von Hamburg nach Amerika fährt. Aber die Frachtschiffe konnten auf derselben Strecke bei ungünstigem Wasserstande bis gegen 34 Tage brauchen.

Wir haben oben gesehen, daß der Zustand des Verkehrswezens die Schiffer zwang, sich genossenschaftlich zu organisieren. Auch die Flößer am Oberrhein hatten sich auf diese Weise zusammengeschlossen. Besonders zwei derselben kommen in Betracht: die Murg- und Kinzigflößer; die letzteren hatten ihren Sitz in Wolsach und in den umliegenden Tälern des Schwarzwaldes. Das Kinzigholz ging kaum über Straßburg hinaus, dagegen lieferten die Murgschiffer Holz- und Sägewaren bis hinab nach Mainz. Sie bildeten eine Genossenschaft von bäuerlichen Wald- und Sägemühlenbesitzern, die zugleich mit ihren Knechten das Flößen auf Murg und Rhein besorgten. Sie hatten mit den Städten und den Fürsten feste Lieferungsverträge. Das Holz des Schwarzwaldes und das „Mainholz“ aus dem Speßart begegnete sich in Mainz, dem wichtigsten Platz des Holzhandels während des ganzen Mittelalters. „Menzerbretter“ waren auch am Niederrhein eine beliebte Ware. Erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts griff die Holzflößerei vom Oberrhein auch unmittelbar nach dem Niederrhein über. Damals war die Genossenschaft in einer solchen Abhängigkeit von ihrem Vorstand, dem Hauptschiffer Jakob Kast, daß sie fast nur noch die Rolle seines Lieferanten spielte. Er dehnte seine Handelsbeziehungen bis in die Niederlande aus. Damals sah der Rhein zum erstenmal ein einheitlich geleitetes Schiffsfahrtsunternehmen von größten Dimensionen, zu einer Zeit, als die gewohnten Organisationen verknöcherten. Auch nach dem westfälischen Frieden übernahm der Holzhandel die Führung auf dem Rhein. Aber nicht die Deutschen standen an der Spitze, der unselige Krieg hatte sie wirtschaftlich zu sehr geschwächt, sondern die Holländer. Da neugegründete Mannheim, der Vorposten Hollands in Deutschland, wird seitdem Mittelpunkt des Holzhandels. In einer Zeit, wo jede andere Schiffsahrt auf dem Rhein dahinstreckte, zeigte wenigstens dieser eine Zweig Leben und Betriebsamkeit und trug einen internationalen Charakter.

Zwei Gründe haben dahin gewirkt, die Bedeutung des Rheinverkehrs abzuschwächen. Beide haben ihn seit dem 14. Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts unabläßig gelähmt: Die Stapelrechte und die Ausgestaltung des Zollwesens. Das Stapelrecht besteht in der Verpflichtung des Kauf-

mannes, seine Waren an der Stapelstadt auszuladen. Häufig wird die andere Verpflichtung hiermit verbunden, die Waren eine bestimmte Zeit hindurch im Kaufhaus der berechtigten Stadt feilzubieten, ehe er sie einladen und weiterführen darf.

Diese Stapelrechte entwickelten sich erst allmählich und unter beständigem Widerstand der davon Betroffenen. Der Dortrechter Stapel, der die freie Schifffahrt von der See auf den Rhein hindern sollte, trug noch am Ende des 15. Jahrhunderts Spuren eines gewalttätigen Ursprungs. Die Dortrechter fuhren den Schiffen, die ihn brachen, nach, suchten sie zu kapern und führten sie, wenn ihnen das gelingen war, auf den Richtplatz. Dort wurde an ihnen eine symbolische Hinrichtung vollzogen: ein Pfahl wurde mitten durch sie geschlagen und die Planken wie der Leichnam eines Missetäters der allmählichen Verwesung preisgegeben. Auch Köln, Mainz und Speier machten Stapelrechte geltend, und auch Straßburg hat sie für sich gewonnen. Mannheim dagegen, von dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz gegründet, blieb immer ein Freihafen mit unbeschränktem Verkehr. Die Vorteile davon für die Pfalz waren bedeutend, wie ihr rasches Ausblühen beweist.

Das eigentlich entscheidende Moment bei der Entwicklung der Rheinschifffahrt lag bei den Zöllen. Die enorme Verteuerung aller Waren durch diese Zölle hat am meisten dazu beigetragen, die einzelnen Landschaften und ihren Verkehr zu isolieren. Am Oberrhein ist die Anzahl der Zölle zwar geringer gewesen als am Mittelrhein, wo der Schiffer, namentlich in der Talenge zwischen Bingen und Koblenz, eigentlich nie von einer Zollstätte wegfahren konnte, ohne gleich die nächste zu erblicken. Am Niederrhein waren die Zollbeträge am höchsten. Aber der Oberrhein, dessen Waren alle diese Beträge zu zahlen hatten, mußte am meisten darunter leiden. Die pfälzischen Zollregister vom Ende des 16. Jahrhunderts beweisen deutlich, wie bedeutungslos die oberrheinische Schifffahrt damals geworden war. Auch das aufstrebende Mannheim hatte darunter zu leiden.

Erst der Wiener Kongreß hat sich zu dem Gedanken einer völligen Freiheit des Rheines aufgeschwungen, wohl der fruchtbarste Gedanken, den er gehabt hat. Die Denkschriften der Kölner Handelskammer aus den nächsten Jahren zeigen, wie hoffnungsfreudig der Handelsstand wieder in die Zukunft zu blicken begann. Aber ehe die letzten Spuren einer Zollerhebung im deutschen Binnenlande verschwanden, hat es doch noch bis zum Jahre 1866 gedauert.

Wenn der Rhein heute in einem Bette strömt, das ihm menschliche Kraft angewiesen und befestigt

hat, wenn seine Tiefe achtsam für das Bedürfnis der Schiffahrt reguliert ist, wenn die Dampfer der Nordsee schon jetzt bis Köln hinauffahren, wenn der Rhein zur Hauptverkehrsader des mittleren Europa geworden ist, so ist dies alles das Werk des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Rheinschiffahrt ist auch in unseren Tagen geblieben, was sie von jeher war: ein getreues Spiegelbild

der deutschen Geschichte. Auch sie führt uns zur Erkenntnis, die aller Geschichtschreibung gemeinsam ist: Daß der Staat zwar nur die Kräfte, die das Kultur- und Wohlfahrtsleben der Nation entwickelt, in seiner Hand zusammenfassen kann, daß aber auch die Wirtschaft eines Volkes nur in einem starken, selbstbewußten Staate gedeihen kann.

Ein Künstlerstreich.

Künstler-Novelle nach dem Holländischen des Jan Sleer.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Unter den zahlreichen Künstlern, die in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts die reiche Stadt Amsterdam bewohnten, hätte man wohl schwerlich innigere und glücklichere Freunde finden können als den Maler Jan van Pee und seinen treuen Kameraden Jakob de Nys. Wenn sie nicht — jeder in seinem Atelier — arbeiteten, so waren sie stets zusammen und nie sah man außerhalb einen ohne den anderen. Da sie keinerlei Ehrgeiz besaßen und Künstlereifersucht ihrem Wesen vollständig fern lag, so waren sie stets heiter und zufrieden und erfreuten sich der Achtung und Bewunderung aller ihrer Kollegen.

Beide waren talentvolle Künstler, was auch von aller Welt anerkannt wurde. Jan van Pee, der Sohn eines vornehmen Bürgers von Brüssel, Emanuel van Pee, hatte sich als Kunsthändler in Amsterdam niedergelassen und verstand es so gut, die Werke der italienischen Schule zu kopieren, daß man seine Kopien von den Originalen nur schwer zu unterscheiden vermochte. De Nys, der aus Antwerpen stammte, war ein Schüler des berühmten Coert von Nasti gewesen und malte Blumen und Früchte, Wildpret und Geflügel, mit einem Worte, sogenannte Stilleben, und zwar mit einer solchen Feinheit und Lebenswahrheit, daß seine Werke von Kunstkennern und Liebhabern ebenso bewundert und begehrt wurden, wie die seines berühmten Lehrers.

Wie schon erwähnt, waren die beiden Freunde stets heiter und zufrieden, nur zu der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, wurden sie von ernster Sorge gequält.

Zu jener Zeit war Antwerpen für die holländischen und flämischen Maler, was nacheinander Rom, Florenz, Venedig und die übrigen italienischen Städte gewesen waren. Jeder Künstler besuchte damals, wenigstens einmal in seinem Leben, die Stadt Antwerpen, ganz wie die Muselmanen die Wallfahrt nach Mekka unternehmen.

War es da nicht ganz natürlich, daß Jan van Pee und Jakob de Nys eines Tages die Lust anwandte, Amsterdam auf einige Wochen zu verlassen und sich nach Antwerpen zu begeben? Diejenigen Kollegen, die die Reise schon gemacht hatten, wurden nicht müde, von den Kunstschätzen, die sie dort gesehen, zu erzählen, und diese Berichte trugen nur dazu bei, das Verlangen der beiden Freunde zu stärken.

Es war indes nicht so leicht, den Plan auch zur Ausführung zu bringen.

Jan van Pee war verheiratet, und wenn man seine Frau auch gerade nicht mit dem Namen Kantippe belegen konnte, so gehörte sie doch keineswegs zu der Kategorie der Frauen, die in jedem Falle den Willen ihres Herrn und Meisters befolgen; die Frau war der Herr und Meister im Hause. Kurze Zeit nach der Hochzeit hatte sie bemerkt, daß ihr Gatte zwar sehr rechtschaffen und nachsichtig, aber auch sehr schwach und zur Bequemlichkeit geneigt war; den Wert des Geldes schien er gar nicht zu kennen und oft verlor er kostbare Stunden mit unnützen Beschäftigungen. Sie hatte also eingesehen, daß es in ihrem eigenen Interesse und auch im Interesse ihrer Familie ihre Pflicht war, die Leitung des Hauswesens in die Hand zu nehmen, und in der Tat mißfiel diese Lebensweise weder ihr noch ihrem Gatten, der seinem Freunde de Nys gegenüber sehr häufig seine Zufriedenheit mit seiner Häuslichkeit ausdrückte. Frau van Pee liebte es nicht, ihren Gatten aus dem Gesicht zu verlieren, und daher war sie auch gegen die Reise nach Antwerpen.

Zur Unterstützung ihrer Weigerung führte sie tausend Gründe an, einen immer überzeugender als den anderen, und da sie im Haushalt auch gleichzeitig die Funktionen eines Kassierers versah, so weigerte sie sich auf das hartnäckigste, ihrem Gatten das Reisegeld zu geben. Ohne die Erlaubnis seiner Frau konnte van Pee also nicht an den

Ausflug denken. De Nys dagegen wollte nicht allein fahren; die Trennung von seinem Gefährten wäre ihm zu schmerzlich erschienen und der Aufenthalt in Antwerpen hätte unter diesen Umständen alle Reize für ihn verloren. Uebrigens erfreute er sich auch nur geringer Geldmittel, trotzdem er Junggeselle war und ihm seine Gemälde gut bezahlt wurden; aber ebensowenig wie sein Freund verstand er es, das Geld festzuhalten und beiseite zu legen und manchmal sah es bei ihm noch knapper aus, als bei seinem Freunde van Pee, der zu Hause wenigstens immer sein Essen und Trinken hatte.

Eines schönen Tages des Jahres 1668 saß Jan van Pee in seinem Atelier vor seiner Staffelei, auf der man die Kopie eines Bildes von Guido Reni erblickte. Er arbeitete aber nicht daran, schon seit drei Tagen malte er nicht mehr, rauchte dagegen ohne Unterlaß und blickte den Ringeln nach, die seiner Pfeife entstiegen.

In diesem Augenblick trat seine Frau ein, sah auf das Gemälde, schüttelte den Kopf und sagte:

„Jan, warum arbeitest du nicht, schau, seit drei Tagen hast du an dieses Bild keine Hand gelegt.“

„Liebe Frau“, versetzte van Pee, „es ist traurig, daß du nicht einsehen willst, daß ein Maler kein Handwerker ist, daß er insolge dessen auch nicht arbeiten kann, wie er will, er muß auf die Stunde der Inspiration warten und diese kommt nie, wenn der Künstler traurig gestimmt ist.“

„Ich weiß schon, wovon du reden willst“, unterbrach Frau van Pee. „Du meinst die Reise nach Antwerpen, nicht wahr?“

„Zarwohl, das ist die einzige Ursache meines Kummers. Warum bist du denn so sehr dagegen. Ich würde vielen Vorteil davon haben und außerdem später für vier arbeiten können.“

„Ach was; du mußt auch ohne die Reise

arbeiten, um deine Frau und deine Kinder zu ernähren. Ein guter Familienvater muß immer seine Pflicht tun, dazu braucht er gar keine Reise zu machen, auf der er nur unnütz Geld ausgeben würde.“

„Aber . . .“

„Sprechen wir nicht mehr davon, ich weiß schon wie es gekommen ist; de Nys setzt dir solche Albernheiten in den Kopf; ohne ihn wärest du nie auf die verrückte Idee gekommen; er soll sich nur hier blicken lassen, dein Freund de Nys, ich

werde ihm schon die Wahrheit sagen . . .

Er ist Junggeselle, er hat nur für sich zu sorgen, daher glaubt er auch, andere können es ebenso machen, und gibt dir schlechte Ratschläge . . . Er soll sich vor mir in acht nehmen. Ich werde ihm schon den Standpunkt klar machen, diesem Taugenichts, diesem Lumpen, diesem Bummler.“

„Sachte, meine Liebe, sachte; de Nys ist der anständigste Mensch, der jemals einen Pinsel geführt hat, er verdient diese Worte nicht und ich werde nicht dulden, daß du ihn in meiner Gegenwart so beschimpfst . . . Er ist mein Freund und . . .“

„Er ist dein Freund, das ist ja eben das Unglück, daß er dein Freund ist; mein Freund ist er jedenfalls nicht, und wenn er hieher kommt, werde ich diesem Lum-

pen ganz genau meine Meinung sagen.“

„Ich bitte dich noch einmal . . .“

„Genug, ich habe keine Zeit, mich mit dir darüber zu zanfen . . . Wenn du nicht arbeiten willst, so kommst du mir wenigstens etwas besorgen. Unsere Nachbarin hat mir eben gesagt, daß es heute auf dem Markt sehr schöne Fische gibt; nimm das Netz und hole mir eine Portion Schleien. Es ist nur gerecht und billig, daß du dich wenigstens in einer Art nützlich machst.“

Als guter Ehemann erhob sich van Pee, ver-



„Jan, warum arbeitest du nicht, schau, seit drei Tagen hast du an dieses Bild keine Hand gelegt.“

ließ das Atelier, kam aber sofort wieder zurück und verlangte Geld von seiner Frau.

„Was?“ sagte diese, „Geld willst du haben? Ich habe dir doch erst vor drei Tagen zwei Gulden gegeben, die kannst du doch nicht schon ausgegeben haben?“

„Ja, ich habe keinen Pfennig mehr“, erwiderte Jan etwas verwirrt. „Was willst du? Eben weil du mich nicht nach Antwerpen fahren läßt, muß ich meinen Kummer betäuben. Du würdest wirklich besser tun, wenn du in die Reise willigst.“

„Still, still, ich denke gar nicht daran und wiederhole dir noch einmal, du wirst nicht fahren; hier ist der Schlüssel zum Schrank, nimm dir Geld heraus und gib mir dann den Schlüssel wieder. Bleibe aber nicht so lange unterwegs und geh' nicht in die Kneipe; vergiß auch nicht, daß wir die Fische noch heut' abends essen wollen.“

„Sei ganz unbesorgt“, versetzte der Maler, „ich bringe dir die Schlei'en sofort.“

Zwei Minuten später hatte van Pee das Haus verlassen und sich auf den Weg nach dem Markte gemacht. An der Straßenecke angelangt, wandte er sich klugerweise um, da er bemerkte, daß ihm niemand folgte, so lächelte er vergnügt, steckte das Nef, das er in der Tasche und schlug den Weg zur Wohnung seines Freundes de Nys ein.

„Hurra!“ rief er vergnügt, in das Atelier seines Freundes stürzend, „wir haben den Sieg errungen.“

„Aber Jan“, sagte de Nys, „was hast du denn, was ist dir denn passiert?“

„Komm schnell, wirf deine Pinsel und Palette beiseite, kleide dich an und folge mir.“

„Ich soll dir folgen, wohin?“

„Nun, nach Antwerpen, beeile dich.“

„Nach Antwerpen, du scherzest wohl?“

„Nein, nein, es ist wahr, meine Frau ist damit einverstanden, komme schnell!“

„Sie ist damit einverstanden? Unmöglich!“

„Aber wenn ich es dir sage, so beeile dich doch!“

„Ja, aber erkläre mir doch wenigstens . . .“

„Unglücklicher“, rief Jan Pee, vor Ungeduld zitternd, „kleide dich an, unterwegs werde ich dir alles erklären. Schnell, schnell!“

Eine halbe Stunde später konnte man die beiden Freunde auf der Landstraße sehen, die von Amsterdam nach Harlem führte. Erst nach einem Wege von einigen Kilometern wagte es van Pee, seinem Freunde zu erzählen, daß ihm seine Frau den Schrank-Schlüssel anvertraut, und daß er die Gelegenheit benutzte, um einen tüchtigen Griff in die Kasse zu tun. Bei den letzten Worten blickte er sich noch einmal schüchtern um; vermutlich wollte er sich überzeugen, ob ihm seine Frau nicht auch nachgelaufen kam.

„Jan, Jan“, sagte de Nys, „das war nicht recht von dir; ich bin ja sehr glücklich, daß ich die Reise mit dir machen kann, aber wenn ich das gewußt hätte . . . Diese arme Frau! Warum hast du ihr nicht wenigstens etwas davon gesagt?“

„Da wäre ich schön dumm“, erwiderte van Pee; „glaubst du vielleicht, sie hätte mir dann die Erlaubnis gegeben? Nein, sie wäre sogar imstande gewesen und hätte mich im Atelier eingeschlossen.“

„Ja, aber was soll sie denn jetzt von dir denken? Sie wird sich beunruhigen und glauben, du wärest tot.“

„Habe keine Furcht, ich werde ihr nächstens schreiben; übrigens scheint das Haus da unten eine Herberge zu sein; dort wollen wir uns ausruhen, und von dort will ich ihr auch einen Brief senden.“



„Hurra!“ rief er vergnügt, in das Atelier seines Freundes stürzend, „wir haben den Sieg errungen.“

Die beiden Freunde hatten bald das Haus erreicht und van Pee hatte sich nicht getäuscht; es war eine Herberge.

Wierzehn Tage waren bereits verfloßen, seit die beiden Künstler Amsterdam verlassen hatten, als Jorst' Kindermans, der Wirt zum „Goldenen Löwen“, in der Löwenstraße in Antwerpen, nach einer langen, ernsthaften Unterredung mit seiner Frau die Treppe hinaufstieg, die in den ersten Stock des Hauses führte. Nachdem er höflich angeklopft, trat er in das Zimmer, doch sein Erscheinen machte recht wenig Eindruck auf die beiden Personen, die eben mit einem tüchtigen Frühstück beschäftigt waren. Der eine der beiden Männer wünschte dem Wirt in höflicher Weise „Guten Tag“, während der andere ihn einlud, am Tische Platz zu nehmen.

Dieser liebenswürdige Empfang gefiel dem braven Manne so ausnehmend, daß er einen Augenblick die schwierige Mission vergaß, mit der ihn seine Gattin betraut hatte.

„Nun, meine Herren“, fragte er die beiden Künstler, „wie gefällt es Ihnen in meinem Hause?“

„Ausgezeichnet“, erwiderte van Pee.

„Wirklich, ganz ausgezeichnet“, wiederholte de Nys.

„Umso besser, das freut mich“, fuhr der Gastwirt fort, „es täte mir leid, wenn es anders wäre . . . Unsere Zimmer sind sehr behaglich eingerichtet . . .“

„Gewiß, gewiß“, beeilte sich van Pee zu bemerken, „man schläft darin, wie in Abrahams Schoß.“

„Unsere Küche . . .“ fuhr der Wirt fort . . .

„Ist ausgezeichnet“, unterbrach de Nys.

„Das Bier, der Wein . . .“

„Ist großartig; alles, was man verlangen kann.“

Von diesen schmeichelhaften Bemerkungen ermutigt, beschloß der Gastwirt endlich zur Hauptsache zu kommen.

„Meine Herren, ich wiederhole Ihnen nochmals, ich freue mich ausnehmend, daß es Ihnen in meinem Hause so gut gefällt, und Sie werden mir hoffentlich nicht böse sein, wenn ich es wage . . . Sie wissen, meine Herren, das Leben ist teuer, und die Geschäfte gehen schlecht . . . Sehen Sie, seit zehn Tagen sind Sie hier, und ich habe noch kein Geld von Ihnen gesehen . . . Da ich aber nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, so würde es mir angenehm sein . . ., wenn es Ihnen sonst keine Umstände verursachte . . .“

Leider wurde der arme Mann vermaßen verwirrt, daß er schließlich das Zimmer verließ, ohne sich seiner Mission entledigt zu haben. Keuchend und atemlos eilte er wieder zu seiner Frau, die ungeduldig das Resultat seines Besuches erwartete.

„Nun“, fragte sie, „hast du mit ihnen gesprochen? Welchen Eindruck hat es denn auf sie gemacht?“

„Ach, der Eindruck war ein recht guter; ich habe ihnen alles gesagt; darauf kannst du dich verlassen“, sagte der Wirt und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun, und?“

„Sie werden natürlich nächstens bezahlen!“

„Haben sie dir das versprochen?“

„Versprochen . . .“

nicht ganz . . . aber sie werden schon bezahlen, beunruhige dich deshalb nicht.“

Indessen hatte die verworrene, aber vollkommen verständliche Rede des Wirtes, noch mehr aber sein plötzliches Verschwinden die beiden Künstler ein wenig überrascht; sie sahen sich eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen, verblüfft an, dann nahm de Nys das Wort und sagte: „Wir wollen bezahlen.“

„Gut, bezahlen wir“, sagte van Pee und warf seine Börse auf den Tisch. Es fanden sich in derselben kaum zwei Gulden.

„Nun, und weiter?“ fragte de Nys.



„Nun“, fragte sie, „hast du mit ihnen gesprochen? Welchen Eindruck hat es denn auf sie gemacht?“

„Ja weiter ist nichts, das ist alles.“

„Aber damit können wir doch unsere Rechnung nicht bezahlen?“

„Das fürchte ich auch.“

„Wie ist das möglich, Jan, Du warst doch so reich, als wir Amsterdam verließen, und jetzt . . .“

„Das braucht dich nicht zu wundern, mein Freund, das Geld ist eben rund . . . Uebrigens haben wir uns doch recht gut amüsiert in diesen vierzehn Tagen. Wir haben, ohne auch nur einen Pfennig dafür abzugeben, eine Reihe von Kirchen und Kapellen besucht, haben eine Anzahl Meisterwerke umsonst besichtigt, sind dagegen in viel Herbergen eingekehrt und haben mit unseren Kollegen so manchen Schoppen geleert. Daß uns das ziemlich viel Geld gekostet hat, ist doch ziemlich natürlich.“

„Was sollen wir aber nun tun?“ fragte de Nys.

„Ja, sag' du es mir, ich weiß es nicht.“

„Auf jeden Fall müssen wir bezahlen.“

„Das stimmt.“

„Aber wie?“

„Das ist eben da's schwierige: ich könnte ja meiner Frau schreiben, ihr unsere Verlegenheit schildern und sie bitten, uns Geld zu schicken, aber ich kenne sie . . . Sie wäre imstande, mir anstatt der nötigen Summe einen vorwurfsvollen Brief zu senden; suchen wir also etwas anderes.“

„Ja, suchen wir also etwas anderes.“

Sie suchten lange Zeit, aber es wollte ihnen ein guter Gedanke nicht kommen, bis van Pee plötzlich von seinem Stuhle sprang und schrie:

„Halt, ich hab's, wir sind gerettet!“

„Was? sagte de Nys, „heraus damit!“

„Erinnerst du dich, was uns Forst Rindermans neulich von dem Freitagsmarkt erzählt hat?“

„Nein, ich muß dir aufrichtig gestehen, ich habe unserm Wirt ziemlich unaufmerksam zugehört.“

„Er hat mir erzählt, daß hier in Antwerpen viele Maler, anstatt am Atelier den Besuch der Kunstkenner und Liebhaber abzuwarten, es vorziehen, ihre Gemälde an den Freitagsmarkt zu schicken, um sie dort an Ort und Stelle zu verkaufen. Rubens und van Dyck werden dieses Verfahren allerdings nicht angewendet haben, um ihre Bilder los zu werden, aber wir sind Fremde . . . Wir brauchen auf der Stelle Geld . . . Machen wir uns also an die Arbeit; bis zum nächsten Freitag werden wir jedenfalls ein kleines Bild fertiggestellt haben. Heute haben wir Mittwoch, zwei Tage genügen. Nun, was meinst du dazu? Mit dem Geld, das wir noch haben, können wir alles nötige kaufen.“

Van Pees Idee gefiel de Nys ausgezeichnet, und er besorgte die nötigen Einkäufe, während van Pee den Wirt und seine Frau beruhigte und ihnen versprach, sie sollten gegen Ende der Woche ihr Geld erhalten.

De Nys kehrte bald mit dem nötigen Material zurück; außerdem aber in Begleitung eines elend gekleideten Greises, der einen vorzüglichen Kopf besaß. Das war das für van Pee bestimmte Modell; er selbst dagegen hatte ein halbes Duzend kleiner, toter Vögel erstanden, die er von einem Geflügelhändler in der Nachbarschaft gekauft hatte.

Zwei Tage später drängten sich eine Menge von Künstlern und Kunstkennern vor der Bude eines öffentlichen Ausrufers, an der Ecke des Freitagsmarktes und der Löwenstraße; alle betrachteten aufmerksam zwei kleine Gemälde, die dort ausgestellt waren und deren Verkauf im Laufe des Tages stattfinden sollte. Das eine der Bilder stellte Pelissar dar, das andere eine Schneelandschaft mit sechs kleinen, toten Vögeln.

Die beiden kleinen Meisterwerke erzielten hohe Preise, und unsere beiden Künstler sahen sich, nachdem sie ihren Wirt bezahlt hatten, noch im Besitz einer hübschen Summe.

„Was wollen wir nun tun?“ fragte de Nys.

„Dasselbe Leben fortsetzen“, erwiderte van Pee; „Kirchen und Kapellen besuchen, die Meisterwerke der Kunst bewundern und uns nach Herzenslust amüsieren.“

„Abgemacht“, rief de Nys vergnügt.

Sie lebten nun weiter, wie sie die letzten vierzehn Tage gelebt hatten und dachten nur dann an die Arbeit, nachdem ihr letzter Gulden ausgegeben war. Erst dann nahmen sie ihre Pinsel wieder zur Hand und malten für den Freitagsmarkt reizende kleine Bilder, die sie ebenso leicht und ebenso vorteilhaft wie die ersten beiden verkauften.

Aber es kam noch besser; bald begann man von ihrem Talent zu sprechen, nicht nur in Antwerpen, sondern auch in anderen großen Städten. Sie brauchten ihre Bilder bald nicht mehr auf den Markt zu schicken, sondern erhielten von allen Seiten Bestellungen.

Aber umsonst schrieb van Pee alle diese schönen Dinge seiner Frau, um sie zu veranlassen, mit den Kindern zu ihm zu kommen; sie setzte sie nen Bitten ein hartnäckiges „Nein“ entgegen und zog es vor, in Amsterdam zu bleiben, wo sie sich von dem Ertrage eines kleinen Handels nährte.

Nach einiger Zeit gefiel es den beiden Künstlern in Antwerpen nicht mehr so besonders. Van Pee sehnte sich nach seiner Frau und seinen Kindern, die er im Grunde seines Herzens zärtlich

liebe, und so kehrten sie eines Tages in guter Gesundheit und mit vollbespikter Börse nach Amsterdam zurück.

Bevor sich van Pee nach Hause begab, ging er auf den Freitagmarkt und kaufte eine schöne Portion Schleien, die er seiner Frau beim Eintritt ins Zimmer mit den Worten überreichte: „Nun, Frauchen, kocht das Wasser schon. Hier

hast du die Fische, die ich dir damals kaufen sollte.“

Das Ende läßt sich denken. Der gute Maler mußte eine grausame Strafpredigt über sich ergehen lassen; als er aber dann zu Worte kam, seiner Frau die gespikete Börse zeigte, begann auch sie sich zu beruhigen und verzieh schließlich ihrem Mann den — Künstlerstreich.

Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Erzählung von Ludwig Blümke.

Der alte Oppermann, der Chef des großen Getreidegeschäftes am Markt, hatte soeben das Kontor verlassen, um seinen gewohnten Morgen-spaziergang anzutreten, und die beiden Kontoristen waren sich selbst überlassen.

„Gott sei Dank“, sagte Fritz Wellner, die Arme von sich streckend und laut gähmend. Dann nahm er die zahllosen Fakturen und Brieffschaften, die vor ihm auf dem Pult lagen, in die Hand und warf alles unsanft in die gewaltige Schublade. „Es ist zum Sterben langweilig“, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; der zweite Kollege war nämlich noch in seine Arbeit vertieft, daß er nichts um sich her sah und hörte. „Streberseele, der dumme Müller. Möchte nur wissen, was er von seinem Eifer hat.“

Fritz Wellner hatte sich von seinem Lederbock erhoben und schritt, die wohlgepflegten Hände, an denen verschiedene, zwar geringwertige, aber den Schein des Wertes erweckende Ringe funkelten, in die Tasche verfenkt, gedankenvoll auf und nieder in dem großen Geschäftsraum. Er unterschied sich wesentlich von seinem fleißigen Genossen, nicht nur durch seinen weit geringeren Arbeitsdrang, sondern auch durch seinen ganzen Charakter und durch sein Aeußeres.

Hans Müller war ein einfacher, redlich denkender, gottesfürchtiger junger Mann. Er war von kleiner, unansehnlicher Figur, hatte ein blaßes Gesicht, an dem eigentlich nichts schön war als die großen, treuen blauen Augen, die so ehrlich in die Welt schauten, daß man in ihnen schon des jungen Kaufmanns ganzes Wesen zu lesen vermochte.

Fritz Wellner war ein schlauer Geschäftsmann; ihm kam es nicht darauf an, ab und zu einen Finger breit vom schmalen Pfade des Rechts abzuweichen: er verstand es vorzüglich, die Maske der Heuchelei vorzustechen. Dadurch war es ihm auch gelungen, sich bei seinem Chef so einzuschmeicheln, daß derselbe ihm unbedingtes Ver-

trauen schenkte. Er war ein stattlicher junger Herr, war hoch und schlank gewachsen, hatte ein schönes Gesicht mit stottem Schnurrbart und sorgfältig gescheiteltes, nach teurer Pomade duftendes blondes Haar. — In seinem stets modernen Anzuge, mit dem goldenen Kneifer auf der Nase und der funkelnden Busennadel in der geschmackvollen Krawatte, sah er aus wie ein geborener Aristokrat. Und das wußte er leider nur zu genau, darauf war er nicht wenig stolz. — Eben nun, während er im Kontor so auf- und abschrift, beschäftigten sich seine Gedanken mit kühnen Zukunftsplänen, die nicht zum mindesten auf seine große Eitelkeit zurückzuführen waren. „Bin nicht umsonst ein so schöner Kerl“, sagte er zu sich selber, wohlgefällig seinen Schnurrbart streichend, „werde ein reiches Mädel heiraten, dann hat die Quälerei hier ein Ende, werde endlich selbständig und kein Mensch hat mir ein Wort zu sagen.“

Da wohnte drüben am Hain der Rentier Helfrich, dessen Tochter war nicht nur schön, sondern mußte nach Fritz Wellners Berechnung auch mindestens zehntausend Taler mitbekommen. Das wäre so eine Partie nach seinem Sinn gewesen. Der Vater würde ihm gewiß seine Einwilligung geben, denn den hatte er sich bereits in kluger Berechnung zum Freunde gemacht. Und die schöne Marie müßte ja blind sein, wenn er ihr nicht gefiele. —

„Weißt du, Hans“, sagte er dann, plötzlich vor dem fleißigen Kollegen stehend bleibend, „weißt du, ich will mich selbständig machen, will heiraten, und zwar die schöne Marie Helfrich.“

Hans schaute erschreckt auf und seine blassen Wangen färbten sich purpurrot. „Marie Helfrich?“ wiederholte er. „Weißt du denn, ob sie dich mag?“

Fritz Wellner lachte höhnisch und entgegnete: „Ob sie mich mag, weiß ich zwar noch nicht bestimmt, aber ich habe ja noch immer Glück bei den Frauen gehabt, hoffe sicher, daß ich keinen Korb kriegen.“

„Aber du weißt ja nicht, ob Marie nicht schon einen anderen liebt“, sagte Hans, noch immer verlegen.

„Ha, du scheinst mir selber Absichten auf sie zu haben“, rief Fritz aufgeregt und warf dem Kollegen, der sich, ohne zu antworten, wieder in seine Arbeit vertiefte, einen bitterbösen Blick zu.

Fritz hatte das Richtige erraten. Hans liebte Marie, und seine Liebe wurde auch erwidert. Schon seit frühester Kindheit kannten sich beide und seit Jahren war es unter ihnen eine abgemachte Sache, daß sie einst Mann und Frau würden. Freilich wußte bisher noch niemand um ihre Liebe, sie wollten dieselbe so lange geheim halten, bis Hans' Ersparnisse, die schon jetzt nicht unbedeutend waren, so groß sein würden, daß er selber ein Geschäft gründen konnte. Dann, so meinte er, würde Marias Vater, der ihn jetzt noch nicht so recht für voll ansah, ihm seine Erlaubnis und seinen väterlichen Segen nicht vorenthalten.

— Das mußte eine herrliche Zeit werden, wenn er im eigenen Geschäft arbeiten durfte, Marie an seiner Seite und die alten Eltern, die jetzt mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen hatten, sorglos in ihres Sohnes eigenem Hause leben konnten.

Wenn Hans so daran dachte, dann wurde ihm leicht und froh ums Herz, er faltete die Hände und betete in seinem frommen Herzen: „Herr, gib, daß die schöne Zeit nicht mehr allzufern sei.“

Es war heute ein milder Juniabend. Die Bäume prangten in vollem Blätterschmuck, der Flieder spendete lieblichen Duft und die Nachtigallen sangen ihr frohes Lied im Hain.

Hans Müller, dessen Vater ein alter, wackerer Invalide von anno 13 war, und von seiner geringen Pension mit seiner Gattin und Hans' jüngerer Schwester in dürftigen Verhältnissen lebte, hatte seinen Eltern soeben „gute Nacht“ gesagt und schritt nun fröhlichen Sinnes dem Hain zu, vor dem das Haus Helfrichs inmitten duftiger Fliederbüsche stand. Marie empfing ihn mit tausend Freuden, und der alte Helfrich, der, seine Pfeife rauchend, auf der Bank saß, hieß ihn heute besonders herzlich willkommen. Das kam daher, weil Marie ihm eben erzählte, wieviel Geld Hans schon erspart und wie glücklich sie durch seine Liebe sei.

In traulichem Gespräch saßen die drei dann lange beim Nachtigallengefang auf der Bank unter dem blühenden Flieder und sprachen von der schönen Zukunft. Sie überhörten es vollkommen, daß es drüben in den Haselnußbüschen raschelte, als schliche ein menschliches Wesen behutsam hin-

durch, sie merkten es auch nicht, daß eine sehr schlanke Gestalt sich ihnen bis auf wenige Schritte näherte und aufmerksam ihrem Gespräche zuhörte.

Der verborgene Lauscher war kein anderer als Fritz Wellner, den brennende Eifersucht hierher getrieben hatte.

„Warte, du elender Heuchler“, sagte er zähneknirschend zu sich selber, „warte, noch hast du dein Ziel nicht erreicht. Wir wollen einmal sehen, ob die Engel, von denen du öfters faselst, dich schützen können.“ — Mit geballten Fäusten schlich er wieder von dannen und schmiedete schurkische Pläne. —

Als Hans Müller am nächsten Morgen punkt sechs Uhr ins Kontor trat, fand er seinen Kollegen, der sonst nicht gerade sehr pünktlich zu sein pflegte, bereits dort. — „Das schöne Wetter ließ mich nicht länger schlafen“, erklärte derselbe mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt, „der helle Sonnenschein fiel in mein Fenster, darum stand ich heute früher auf als sonst. Will mir das Frühaufstehen überhaupt angewöhnen, da es sehr gesund sein soll.“

In Zukunft fand Hans ihn dann um sechs Uhr immer schon dort. Dem ehrlichen jungen Manne schien das nichts Bedeutungsvolles weiter zu sein, er hatte ja den Grund dafür vernommen. —

Eines Tages herrschte große Aufregung im Doppermannschen Kontor; der Prinzipal vermischte nämlich zwanzig Taler in seiner Kasse. Da er in Geldsachen recht genau war, so ging ihm die Sache sehr nahe und er forschte aufs eifrigste nach dem Verbleib der Summe; doch ohne Erfolg. — Die beiden jungen Leute hatten ihm bisher nie Veranlassung zu Zweifeln an ihrer Ehrlichkeit gegeben, deswegen konnte er unmöglich glauben, daß einer von ihnen das Geld gestohlen hätte. Nichtsdestoweniger hatte er in Zukunft ein scharfes Auge auf sie und ließ sie selten allein im Kontor. Als ihm dann eines Tages, nachdem wieder Geld, eine geringere Summe zwar nur, fehlte, ein anonymer Brief zuging, in dem er vor seinem Kontoristen Hans Müller gewarnt wurde, da derselbe bei ihm ungläubliche Ersparnisse mache, da konnte er ein gewisses Mißtrauen gegen den wackeren Menschen nicht verbergen. Hans ging das sehr zu Herzen, er suchte durch noch größeren Fleiß das volle Vertrauen seines Prinzipals wieder zu erwerben, aber das wollte ihm nicht gelingen. Er mußte Feinde haben, die ihn verleumdeten. Herr Doppermann behandelte ihn immer kühler und oft geradezu rücksichtslos. Fritz Wellner gewahrte das mit stiller Freude. Er zweifelte nicht öfters daran, daß sein elender Plan, den Kollegen aus dem Wege zu schaffen, gelingen

würde. Der Anfang war gemacht, alles stand so gut, daß er den Hauptstreich wagen durfte. —

Da stand in dem kleinen Stübchen neben dem Kontor, in welchem der alte Oppermann allerlei Privatarbeiten zu erledigen pflegte, ein kleines, reichverziertes Kästchen, in dem sich eine sehr wertvolle goldene Taschenuhr befand, die vor hundert Jahren der alte Fritz Oppermanns Großvater, der damals Bürgermeister in der Stadt war, geschenkt hatte. Dieses Kästchen, das in der Familie in höchsten Ehren stand, wußte Fritz Wellner sich eines Abends anzueignen, ohne daß irgend eine Seele etwas davon merkte. Er hatte gehört, daß sein Kollege mit Eltern und Schwester heute bei Helfrichs zum Abendessen geladen war. — Da schlich er denn heimlich in das Häuslein, das die alten Müllers bewohnten und in dem sich Hans' Stube befand, öffnete die Thür zu dieser mittels eines geeigneten Schlüssels und versteckte unter alten Büchern und Papieren das Kästchen mit der wertvollen Uhr. — Niemand hatte ihn gesehen, das Werk mußte gelingen. — — —

Als die beiden Kontoristen am nächsten Morgen zu gleicher Zeit das Kontor betraten, stürzte der Chef ihnen mit rotem Kopfe, ganz außer Atem, entgegen und stöhnte: „Die Uhr — die alte Uhr ist gestohlen! — Mich rührt der Schlag! — Das elende Diebesgefindel!“

Beide Kontoristen waren sehr überrascht und Fritz rief: „Unerhört ist das, Herr Oppermann. — Wir müssen den Dieb herausbekommen!“ Dann sagte er mit schlauer Miene: „Nun munkelt man gewiß in der Stadt, die jungen Leute sind Spitzbuben. Wir kommen um unseren guten Ruf, das kann und darf nicht angehen, die Sache muß aufgeklärt werden.“

„Ja, der Halunke darf mir nicht entwischen“, rief Oppermann mit ganz heiserer Stimme. „Der Verdacht fällt auf Sie, meine Herren, da außer Ihnen niemand Zutritt zu diesen Räumen hat. Gestatten Sie, daß ich zu Ihrer eigenen Rechtfertigung unverzüglich in Ihren Wohnungen eine Hausfuchung veranstalten lasse.“

Die jungen Leute hatten nichts dagegen, und Oppermann ging mit zwei Polizisten sofort daran, ihre Stuben aufs genaueste zu durchsuchen. — Man fand bei Hans Müller die Uhr. — — Er stand wie gelähmt dabei. Keines Wortes mächtig, ließ er alles über sich ergehen, daß man ihn einen Schurken, einen gemeinen Gauner nannte, daß die Polizisten ihn am Kragen nahmen und mit sich durch die johlende spottende Volksmenge führten.

„Ich bin unschuldig, Gott weiß es“, das war alles, was er zu sagen vermochte.

Aber das nützte ihm natürlich gar nichts, seine Schuld lag ja so klar zu Tage.

Die ganze Stadt befand sich in Aufregung über diesen Vorfall. — Die alten Müllers waren außer sich vor Schmerz und Enttäuschung. Nicht minder empört war Helfrich. Nur Marie konnte an ihres Geliebten Schuld nicht glauben, trotzdem sie doch so deutlich erwiesen war. — —

Hans hatte eine lange, harte Strafe zu verbüßen. — — Ehrlos und verachtet irrte er, nachdem er aus der Haft entlassen war, in der Welt umher. Nirgends fand er eine Stellung, niemand wollte mit einem Diebe etwas zu schaffen haben. Hätte er von seinen Ersparnissen in dieser Not nicht zu zehren gehabt, so wäre ihm nichts anderes übrig geblieben, als Bettelbrot zu essen. — Seine Braut schrieb ihm, — er durfte natürlich die Schwelle von Helfrichs Haus nicht mehr überschreiten — daß sie zwar noch immer an seine Unschuld glaube und ihm treu bis in den Tod bleiben würde, daß aber an eine Heirat nicht mehr zu denken sei, da der Vater dieselbe nie zulassen würde.

Darauf erwiderte er: „Verzage nicht, Geliebte, Gott hat es so gewollt, er hat mir eine harte Prüfung auferlegt, aber ich bin dessen gewiß, daß er meine Unschuld ans Tageslicht bringen wird, wenn seine Stunde gekommen ist.“ —

So hatte der fromme Hans Müller also in seinem Glauben einen süßen Trost, und Kraft, sein Leiden geduldig zu tragen. — — —

Hans Müller hatte eine Anstellung als Schreiber bei einem Advokaten gefunden. Das war ein sehr anstrengender und wenig einträglicher Posten, aber der arme, ehrlose junge Mann mußte ja mit dem Geringsten zufrieden sein. — —

Es war Sonntag. — Hans machte einen Spaziergang über die Felder und atmete mit Wohlbehagen die reine Lenzesluft ein. — Des Winters letzte Spuren waren gewichen, die Sonne lächelte gar lieblich vom blauen Himmel auf die Erde nieder, aus der das erste, zarte Grün empor sproßte. Lerchen trillerten in der klaren Luft und aus ihrem frohen Sange tönte es dem einsamen Manne immer wieder entgegen: „Verzage nicht, der alte Gott lebt noch. Er vergißt seine Erde nicht, er läßt es wieder Frühling werden.“ —

Als Hans so dahinwanderte, begegnete er plötzlich, gerade als er in die Straße einbog, die vom See zur Stadt führte, Fritz Wellner, den er seit seiner Verhaftung nicht mehr gesehen hatte. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, schritt der ehemalige Kollege in seinem leichten Ruderkostüm dem See zu. Hans tat einen Seufzer und suchte

das Gefühl der Bitterkeit, das sich in ihm regte, zu überwinden. Es war ihm nur zu klar, daß Fritz an all seinem Glend die Schuld trug. Aus reiner Eifersucht hatte derselbe ihn in Schmach und Schande gestoßen. — Aber „Liebet eure Feinde“, sagte der Heiland, „segnet die euch fluchen.“ — Hans hatte ihm vergeben.

Was war das? — Hans blieb plötzlich stehen und hielt die Hand ans Ohr. — Ein Hilferuf, — vom See her mußte der gekommen sein. — Jetzt ein zweiter, ein dritter, ganz deutlicher. — Ohne sich zu bestimmen eilte Hans zum See.

Da sah er seinen ehemaligen Kollegen auf einem halbversunkenen, leichten Rahne, voller Verzweiflung, händeringend stehen. — Das Fahrzeug war leer geworden, und Fritz Wellner, der des Schwimmens nicht kundig war, sah seinem sicheren Tode entgegen. — Jetzt versinkt er vollends. Fritz streckt noch einmal die Arme hilfesuchend nach oben, dann ist nichts mehr zu sehen als die weiten Wellenkreise, die der See an der Unglücksstelle schlägt. — Hans hatte sich seines Rockes und der Stiefeln entledigt, kühn schwimmt er auf den See hinaus, er hat seine Seele Gott befohlen, und der Herr ist mit ihm. — Er erreicht die Unglücksstelle, und es gelingt ihm, tief untertauchend, den bereits ohnmächtigen Fritz Wellner zu erfassen und mit Ausbietung seiner letzten Kräfte ans rettende Ufer zu schaffen.

Inzwischen waren auch andere Leute herbeigeeilt und waren Hans bei dem Wiederbelebungsversuchen, die derselbe mit dem Verunglückten anstellte, behilflich. Fritz Wellner erwachte denn auch bald aus seiner Ohnmacht und erfuhr, wer sein

Ketter sei. Er war keines Dankeswortes fähig, aber er drückte Hans die Hand und flüsterte leise: „Vergib mir.“

*

Fritz Wellner hatte plötzlich seine Stellung bei Oppermann aufgegeben und war nach Amerika gezogen, um dort sein Glück zu versuchen. — Aus San Franzisko schrieb er eines Tages einen Brief an Oppermann, und bekannte darin reumütig, daß er seinem Kollegen Müller aus Eifersucht so schweres Unrecht getan hätte. Er wäre der Dieb der goldenen Uhr gewesen und hätte dieselbe in Müllers Stube versteckt, um jenen ins Gefängnis zu bringen. Gleichzeitig schrieb er auch an Hans und bat denselben um Verzeihung. Seit jenem Tage, wo er ihn vom sicheren Tode gerettet, hätte er vor seinem Gewissen keine Ruhe mehr gehabt, er wäre in die Ferne geflohen, aber ohne Frieden müßte er leben. Er hätte die Allmacht und die Gerechtigkeit Gottes erkannt. —

Das gab in der Stadt wieder viel zu reden. — Der alte Oppermann wußte gar nicht, wie er den guten Hans Müller für alles erlittene Unrecht entschädigen sollte, er bat ihn, sein Kompagnon zu werden und vertraute ihm, nachdem er darauf eingegangen war, sein ganzes Geschäft an.

Hans aber sagte zu seiner Geliebten, die sich jetzt seiner nicht mehr schämen brauchte und öffentlich mit ihm verlobt wurde: „Mein Glaube ist nicht zu Schanden geworden. Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. Ihm wollen wir vertrauen unser Leben lang, dann wird es uns an nichts fehlen.“

— Schwergeprüft. —

Erzählung aus dem Leben. Von Hans Brandes.

Sie war die Tochter eines kindergesegneten Mannes, der als Tagelöhner sich ehrlich und recht, aber kümmerlich durchs Leben schlug. Anna war schon als kleines Mädchen das schönste unter den Tagelöhnerskindern. Bis zu ihrem 16. Jahre von der Schulentlassung an, diente sie als Kinderhüterin im Hause des Bürgermeisters der Heimatgemeinde; dann kam sie in die Stadt, und erhielt dort so viel Lohn, daß sie allmonatlich zehn Mark nach Hause schicken konnte. Jedesmal, wenn die Anna heimkam zu Besuch, verwunderten sich die Leute des Dorfes darüber, wie schön das Mädchen geworden war. Aber diese Tatsache merkten Verschiedene in der Stadt auch, und an Verehrern fehlte es der Anna drum nicht. Wenn sie klink

und sauber nach dem Markte eilte, den krummbeinigen Dackel der Herrschaft als Begleiter, drehte wohl mancher der Vorübergehenden den Kopf nach ihr um und murmelte: „Ei, was ein hübsches Mädel!“

Der Anna blieb das nicht verborgen; aber sie gab nicht viel darauf, scherzte zwar mit denen, die ihr schmeichelten, wollte aber von einer Liebenschaft nichts wissen.

So war sie zwanzig Jahre alt geworden, hatte am ersten Plaze ausgeharrt und war von ihrer Herrschaft gehalten wie eines, das zur Familie gehört.

Da trat in ihrem Leben eine Wendung ein, und diese kam durch einen Mann.

Er war Maschinenschlosser von Beruf und arbeitete in einer chemischen Fabrik. Sein gebräuntes Gesicht mit dem braunen, wohlgepflegten Schnurrbarte und die dunklen Augen, die so schnelle Blicke auf Anna warfen, hatten es ihr angetan. Sie richtete es so ein, daß sie sich öfters begegnen mußten, und als er sie einmal anredete, gab sie ihm einen zwar verlegenen, aber aufmunternden Bescheid. Bald waren Friedrich Steinhäuser und Anna Seiter ein Liebespaar geworden. Das Mädchen liebte den jungen Mann aufrichtig, und weil die Liebe blind ist, merkte Anna nicht, daß die Lebensanschauungen ihres Geliebten nicht die ehrsamsten waren. Wohl aber erkannte dies bald ihre Dienstherrschaft und machte das Mädchen warnend darauf aufmerksam. Anna schlug aber alles in den Wind; denn der Maschinenschlosser mußte sie durch solch süße Worte zu betören, daß der Rat wohlmeinender Leute verslog wie Spreu im Sturme. Da griff die Herrschaft zum letzten Mittel. Sie machte durch eine briefliche Mitteilung die Eltern auf Annas Tun aufmerksam.

Am nächsten Sonntag, es war mitten in der Ernte, zog der Tagelöhner seinen Festrock an und wanderte zur Bahnstation, um nach der Stadt zu reisen. Seine Stirne war etwas unwölkt, aber zuversichtlich schritt er vorwärts; sein Gang würde gewiß nicht vergebens sein.

Anna erschrak ordentlich, als sie öffnete und den Vater draußen stehen sah.

„Was wollt Ihr, Vater?“ brachte sie mühsam heraus und vergaß in der Verlegenheit fast, ihm zum Willkommen die Hand zu reichen.

„Was ich will? Das sollst gleich merken!“ polterte der Alte. „Die Liebchaft muß aufhören, daß es weißt, Maide! Ich will ein brav Kind aufzuzogen haben, kein Lumpenmensch!“

Anna schluchzte. Schließlich brachte sie heraus: „Mein Bräutigam ist ein braver Mensch. Er will mich heiraten!“

Da erhob der alte Mann die Fäuste. „Heiraten? Hat er Geld? Du hast keins, das weißt. Und Bräutigam sagt? Ein' Liebsten hast, kein' Bräutigam. Zu dem hätt' ich auch noch ein Wörtlein z'reden. Du bist ja noch nit volljährig. Auf der Stell' schreibst ihm, daß nit mehr von ihm wissen magst!“

„Ach Gott, Vater! Das kann ich nit; das wär' ja ein' Lug. Ich hab' ihn ja so gern wie kein' Mensch auf der Welt!“

„So? Das will ich mir merken und wills auch deiner Mutter sagen, die dich geboren und großzogen hat. Da muß man ja schöne Sachen hören von seinem eigenen Kind. Ist wohl am

besten, ich geh' wieder heim und sag' den Unsern, daß wir ein' Tochter und ein' Schwester, die Anna heißt, nit mehr haben?“

„Vater!“ schrie das Mädchen auf, warf sich ihm zu Füßen und rang die Hände: „Wollt Ihr mich verstoßen?“

Da legte der Tagelöhner seine schwielige Rechte auf das Haupt der Tochter und sprach: „Mein Kind muß folgen, Anna! Sonst will ich lieber kein Kind haben!“

Dann redete er lange auf sie ein und sagte in einer Stunde soviel, als er daheim in einer ganzen Woche kaum sprach. Schließlich brachte er es soweit, daß sie zusagte, dem Geliebten abzuschreiben und auf des Vaters Geheiß gleich Tinte und Papier herbeiholte. Der Tagelöhner diktierte. Er hatte noch nie in seinem Leben einen solchen Abschiedsbrief geschrieben und auch noch keinen gelesen. Aber dieser Brief wurde doch so bestimmt und unzweideutig abgefaßt, daß ihn kein Advokat hätte besser fertigen können. Der Alte ließ sich auch durch kein Schluchzen und keine Einreden seiner Tochter irre machen. „So schreibst!“ sagte er, und darauf blieb er stehen. Als dann der Brief zur Post gegeben war, marschierte Seiter dem Bahnhofe zu, um wieder heimzufahren. Das Ziel war erreicht. Aber so ganz ruhig war er in seinem Herzen doch nicht.

Für das Mädchen kamen schlimme Tage. Mit jeder Post erwartete Anna einen Brief von Fritz Steinhäuser, der wohl die bittersten Vorwürfe enthalten würde, und anfänglich zitterte sie davor.

Aber nichts kam. Tag um Tag verging. Nichts. Eine große Unruhe überkam die Hartende. Alle Vorwürfe der Welt hätte sie geduldig hingenommen, aber dieses Schweigen ertrug sie nicht. Ruhelos wälzte sie sich des Nachts im Bette, und ihre Seufzer und Gebete stiegen zum Himmel auf. Ob des immerwährenden Grämens und Wachens wurden ihre Wangen schmal. Da faßte sie in einer Nacht den Entschluß, ihm zu schreiben, ihm ausführlich zu berichten, wie sie vom Vater zu jenem Abschiedsbriefe gezwungen worden sei, und ihn zu bitten, daß er sie wenigstens nicht verachten möge, wenn sie sich auch nicht angehören dürften.

Am Abend, nachdem er diesen Brief erhalten, war er bei ihr, und als sie seine Kisse spürte, entfloß das dem Vater gegebene Versprechen aus ihrem Gedächtnis. Die Sache war ins alte Fahrwasser gekommen.

„Wir heiraten uns, und das gleich, wenn du einundzwanzig bist! Verstehst!“ sagte der Maschinenschlosser, und Anna verstand. Wohl hatte sie noch lange Gewissensbisse, aber ihr Fritz wußte all das wegzureden. „Und hörst, Anna! Zum nächsten

Ersten kündigst den Dienst! Bei denen da bleibst mit!"

Die Anna tat dies. Und weil ihre Herrschaft den Kündigungsgrund erriet, ließ man sie ziehen, wenn es auch ungern geschah. Das Mädchen kam in ein vornehmes Haus. Aber da paßte es ihr gar nicht, und gern wäre sie nach einem Monat schon zurückgekehrt, wenn dies ihr Stolz zugelassen hätte.

So verging die Zeit bis zu ihrer Volljährigkeit. Nach Hause schrieb die Anna nicht mehr. Die daheim ließen auch nichts von sich hören, weil ihnen der Wankelmut der Tochter und Schwester zu Gehör gekommen war. So hatte das Mädchen nichts mehr als ihren Friz. Der genügte freilich vorerst, und wenn seiner Geliebten sorgenvolle Reuegedanken ins Herz schleichen wollten, dann stöheten ihr seine süßen Reden und Versprechungen alle Bangigkeit hinweg.

So kam der Winter, und mit ihm erreichte Anna Seiner ihre Volljährigkeit. Da wurde Hochzeit gehalten. Das Mädchen schrieb heim und lud alle zur Hochzeitsfeier ein. Da kam ein Brief von der Mutter. Sie bat und beschwor die Tochter unter Tränen, nicht so gedankenlos darauflos zu heiraten; Anna sei ja noch so jung und habe wohl noch einige Jahrlein Zeit.

Die Empfängerin dieser Ermahnungen weinte zwar beim Lesen; aber sie glaubte, jetzt nicht mehr zurück zu können, und so wurde denn geheiratet.

Hoch gings bei der Hochzeit nicht her. Ein paar Freunde des Bräutigams brachten zwar durch allerhand Alostria Leben in die Unterhaltung; aber Anna tat es doch ein wenig wehe, daß sie all die sinnigen Hochzeitsgebräuche entbehren mußte, die daheim im Dorfe gelbt wurden. Und als die Männer dem Weine etwas stark zugesprochen hatten, da wurde bald eine wüste Lärmerei daraus. Der jungen Braut mißfiel das, und wie ein Stachel drang ihr der Gedanke ins Herz, daß ihr Gatte am Ende auch nicht anders geartet sei, als diese unflätigen Trinker und Krakehler, die mit seiner Freundschaft so dick taten.

Das war der erste bittere Tropfen in die erhoffte Süßigkeit ihres Glückselches.

Weil die Anna kein Vermögen besaß, ebensowenig als ihr Auserwählter, und auch keines von beiden nennenswerte Ersparnisse gemacht hatte, mußte die Aussteuer auf Abzahlung von einem Kreditthause beschafft werden. Alle Monat war eine Ratenzahlung von 25 Mark zu leisten.

Im Anfange lebten nun die beiden jungen Eheleute recht gut zusammen. Anna hatte ihren Mann aufrichtig lieb, und da sie meinte, ihr Friz sei ihr auch mit ganzem Herzen zugetan, schien

ihr des Lebensglückes Sonne recht morgenfroh; denn sie hielt die überschwänglichen Zärtlichkeiten ihres Gatten für den Ausdruck einer echten, tiefen Liebe. Doch sollte sie nur zu bald erfahren, daß ein Mann, der weder Herz noch Verstand mit in die Ehe bringt, nicht imstande ist, ein dauerndes Glück zu begründen.

Raum vierzehn Tage nach der Hochzeit sagte der junge Mann: „Du, Anna, heut Abend richtest mir das Nachtsessen zeitig. Weißt, ich muß in eine Sitzung des Turnvereins; denn ich bin Mitglied des Verwaltungsrats und darf nit fehlen!“

Das junge Weibchen fand nichts dabei. Als sie aber dann ganz allein in der Stube saß, überkam sie doch ein Gefühl der Einsamkeit. Um 10 Uhr schon lauschte sie alle Augenblicke, ob die Haustüre nicht aufgeschloffen würde. Seufzend ging sie um 11 Uhr zu Bett, vermochte aber nicht einzuschlafen, und begann schon um 12 Uhr zu fürchten, es möchte ihm etwas zugestoßen sein. Endlich um 1 Uhr kam er heim, und wie er ins Schlafzimmer trat, war sein Schritt wankend, und seine Stimme, mit der er ihr den Gruß bot, war heiser und rauh.

Für den nächsten Tag hatten seine Freunde eine Kegelpartie bestimmt; natürlich durfte Friz dabei nicht fehlen; hatte er doch bis zu seiner Verheiratung bei allen Abendvergnügen eine Hauptrolle gespielt.

Nach dem Abendessen sagte er weiter nichts; er ging in die Kammer und zog sich um. Heraus tretend sprach er dann so obenhin: „Ich geh' in den Döfen. Wir kegeln!“

Sie sah bittend zu ihm auf. „Kommst aber nit so spät, Friz!“

„Zwölf wird's schon!“ lautete sein Bescheid, und schon war er zur Türe draußen.

Die junge Frau saß am Tische und stützte den Kopf in die Hände. Noch stand das Eßgeschirr vom Abendbrot her vor ihr, und schon war sie wieder allein. Ein Würgeln stieg ihr den Hals heraus, und es traten unversehens Tränen in ihre braunen Augen. So sah also das Glück an der Seite ihres Gatten aus! Den Tag über hielt ihn die Arbeit fern von Heim und Weib, und nun wollte er die Abende im Wirtshause zubringen?

Den dritten Tag war es aber nicht besser, auch nicht den vierten. Schließlich machte sie ihm beim Morgentkaffee sanfte Vorhaltungen. Er entgegnete nicht viel, redete nur etwas von Verpflichtungen seinen Freunden gegenüber. Die junge Frau meinte, ihre Worte hätten Eindruck auf ihn gemacht. Am Abend die alte Geschichte.

Ihr Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an, als er nach dem Gute griff.

„Fritz, bleib noch eine Weile da bei mir!“ bat sie leise.

„Zu was auch? Im Gesangverein warten sie auf mich, und da muß ich gehen!“

„Ach Gott! In wie viel Vereinen bist du denn? Gehest dir fremde Menschen über dein Weib?“

Da ward er giftig. „Was? Meinst, ich hab' g'heiratet, um daheim zu versauern? Wenn ich mag, geh' ich fort, und ich geh' hin, wo ich mag. Wenn dir das nit paßt, kannst einen Stecken dazu stecken.“

Damit warf er hinter sich die Türe krachend ins Schloß und polterte die Stiege hinunter.

So ging es nun fast jeden Tag. Kaum, daß er einmal des Abends daheim blieb. Anna grämte sich sehr darüber. Aber wie sie auch still in sich hineinweinte, es half alles nichts. Fritz blieb nicht zu Hause.

Die Sache hatte aber noch eine andere Seite. Das allabendliche Wirtshausstücken kostete Geld; der tägliche Verdienst des Maschinenschlossers war auf ein solches Leben nicht geeicht, und bald war Geldnot im Hause. Wie dann die Rate für die Möbel fällig wurde, mußte sich Steinhauser den Betrag von einem Freunde leihen.

Das lehrte die junge Frau nachdenken. Um wenigstens das Geld für die Ratenzahlungen bereit zu haben, nahm sie Waschaufträge an und stand nun oft den ganzen Nachmittag und manchmal auch bis tief in die Nacht hinein hinter dem Waschkübel. Bei dieser Arbeit zogen ihr denn allerlei Gedanken durch den Kopf. Dafür also hatte sie geheiratet, hatte den Zorn der Eltern auf sich herabbeschworen, daß sie sich nun ihr ganzes Leben hindurch abmühen könne, damit es der Mann des Abends um so gemüthlicher habe in seinen Vereinen. O daß sie auf den Vater gehört hätte! Zu spät.

Und doch liebte sie ihren Gatten und war dankbar für jeden Blick, den er ihr gab.

Oft meinte sie, es müsse ihr doch einmal gelingen, den Mann ans Haus zu fesseln. Sie suchte, es ihm daheim so bequem wie möglich zu machen, begann ihm zu erzählen, wenn er das Abendbrot eingenommen hatte, kaufte ihm Zigarren, stellte Streichholz und Aschenbecher daneben; aber alles nützte nichts. Die Zigarren steckte Fritz in die Tasche und rauchte sie im Wirtshause. Für ihre Neuigkeiten oder Erinnerungen hatte er gar keinen Sinn; ein Viertischgespräch war ihm zehnmal lieber.

Wenn sie nun sah, daß alles nutzlos war, mußte sie sich gestehen, daß er sie gar nicht liebte, und daß seine früheren Reden nur eitel Dunst

und Flunkerei gewesen sind. Ein bitterer Groll wollte oft in ihrem Herzen aufsteigen; doch kämpfte sie ihn jedesmal tapfer nieder. Sie hoffte dann wieder, daß er doch endlich zur Vernunft kommen werde und sah jetzt ein, daß sie beide noch zu jung gewesen zum Heiraten.

Dieser ständige Kummer blieb nicht ohne Einfluß auf die junge Frau, an die der Ernst des Lebens gewichtiger herantrat, als sie sich in ledigen Jahren hätte träumen lassen. Ihr einst so wohlgestalteter Körper magerte ab, das anziehende Gesicht wurde bleich, alternd, und der früher so sonnenstrahlende Blick war in den wenigen Monaten ihrer Ehe trübe und traurig geworden. Der Maschinenschlosser hatte diese Aenderungen gleich gemerkt; aber weit davon, sich die Schuld daran selbst bezumessen, wandte er sich noch mehr von ihr ab und ließ die Frau fühlen, daß sie ihm gar nicht gefalle.

Als ihr dies zum Bewußtsein kam, glaubte sie auch die Gerüchte, die höhrende Zungen ihr zutrug, nämlich, daß ihr Mann sie betrüge, und das tat ihrem Herzen am wehesten.

Also nicht nur vernachlässigt, als eine Magd gehalten, die nur zum Kochen und Waschen da ist, auch hintergangen, betrogen! Das hätte sie von Fritz nie erwartet, von dessen Liebe und Treue sie sich einst goldene Berge versprochen und um dessen willen sie mit dem Elternhause gebrochen hatte.

Auch auf ihre Arbeitslust blieb der seelische Schmerz nicht ohne Einfluß. Den schlaflosen Nächten folgten Tageszeiten der Erschöpfung, der Mutlosigkeit und der Arbeitsunlust. Sie blieb daher mit ihren Wascharbeiten zurück, kam darob mit den Ablieferungen zu spät und verlor in der Folge einen Teil ihrer Kundschaft. Und doch hätte sie gerade jetzt über eine größere Einnahmequelle verfügen sollen, um für sich selbst kräftigere Nahrung beschaffen zu können. Fritz steuerte zu den Haushaltungskosten immer weniger bei, weil er für sich allein immer mehr brauchte, wollte aber doch jeden Mittag und Abend sein gutes Essen und bekümmerte sich gar nicht darum, daß seine Frau am eigenen Munde absparte, nur um ihn zufrieden zu stellen.

Unglücklicherweise waren noch eines Monats mehrere Kunden säumig in Bezahlen der Wäsche. Und wie nun wieder einmal der Fälligkeitstermin für die Rate an das Kredithaus herangekommen war, hatte Anna nicht einmal die Hälfte des nötigen Geldes beisammen.

Fritz Steinhauser ward zornig. „So, kein Geld hast, um an dem Plunder da weiter zu zahlen? Jetzt krieg' ich die Schererei! Das hat

man davon, wenn man heiratet, wo hinten und vornen nichts dabei ist! S' hat mich schon mehr als einmal g'reut, weil ich nit besser zug'schaut hab', und nit so eine nahm, die nit einmal ein paar Bagen mit in die Ehe bringt!"

"So, g'reut hat's dich? Jetzt ist's halt z'pät, leider! Aber ich denk, die Reih' am Neuen ist z'allererst an mir!"

Diese Rede schien er nicht zu verstehen. „Was willst damit sagen?"

„Du fragst noch? Dent', wo am letzten Sonntag g'wesen bist und mit wem, und dent', wie mich betrogen hast, wie das Maidle noch im Dhsien g'wesen ist, darnach, mein ich, brauchst nit mehr z'fragen, warum zuerst ich an eine Neue denken muß!"

Steinhauser war ob dieser Anklagen zu verblüfft, um zu leugnen, zu trozig und obendrein zu gemein. Weißend entgegnete er: „So, hast anfangs g'merkt, daß ich mein Bläsier such', wo ich's g'rad find? Meinst, damit könnt'st mir bekommen?" Und er setzte mit einem unsagbar verächtlichen Blicke auf sein Eheweib hinzu: „Da müßt ich ein Andrer sein und du eine Andre!"

Anna hob stehend die Arme zu ihm auf: „Frits, hast denn ganz vergessen, was wir zwei uns am Hochzeitstag versprochen haben, und denkst nit daran, was mit mir werden soll?"

„Mach' mir keine Fagen; damit hast bei mir kein Glück!" sagte er wegwerfend.

Sie sah hilfesuchend in seine Augen. O, wenn er sie an sich gezogen hätte, wie ehemals, und nur mit einem einzigen Worte, nur mit einem stummen Ruffe Verzeihung erbeten hätte. Aber sein Blick blieb lieblos, seine Züge kalt, ja höhrend. Da stieg ihr die Entrüstung aus dem hochklopfenden Herzen.

„Cherloer!" rief sie. „Du verdienst nicht den Namen eines Mannes!"

„Was red'st, dumme Gans?" Er schrie es zornig, faßte die Hilflose an den Armen und schleuderte sie in eine Ecke der Wohnstube, daß der Kopf mit dumpfem Aufschlagen an die Wand stieß. Ohne, daß er sich weiter um sein Weib bekümmerte, trat er in die Kammer, sich unzufliehend, und verließ dann grußlos die Wohnung.

Von diesem Abend an redeten sie kaum mehr ein Wort zusammen. Er gab nur beißende und höhrende Redensarten von sich, und wenn sie schwieg oder gar seufzte, da geriet er außer sich vor Wut, warf ihr an den Kopf, was gerade in seine Hände kam oder sprang auf und schlug sie mit den Fäusten ins Gesicht.

Dabei kam er des Nachts immer betrunken heim, und einmal riß er sie an den Haaren aus

dem Bett und schlug sie so lange, bis er müde war; nur weil sie leise geweint hatte.

Da wankte sie hinaus in die Stube. Lange saß sie fröstelnd, und die Gedanken wirbelten durch ihren Kopf. Was nun beginnen? Aus-harren an der Seite dieses Kahlings? Damit er noch fernerhin ihren Leib mit Fäusten schlagen und ihre Ehre mit Füßen treten könne? Nun kam ihr der Gedanke an die Heimat, an Vater und Mutter, mit denen sie sich entzweit hatte, um dieses Mannes willen! Würde man sie daheim aufnehmen?

Sie wollte es versuchen, bei den Eltern Verzeihung zu finden. Lieber alles erdulden, als bei diesem Manne bleiben!

Am Tage packte Anna ihre wichtigsten Sachen zusammen und verließ die Wohnung.

Es war schon Nacht geworden, als sie in das Heimatdorf kam. Mit pochendem Herzen näherte sie sich dem Elternhause und klopfte an den Fensterladen.

„Wer ist draußen?" hörte sie von drinnen die Stimme des Vaters.

„Ich bin es, Eure Anna!"

Eine Weile wars still. Dann sagte der Vater scharf: „Wir haben keine Anna mehr!"

„Deffnet, Vater! Mutter! Ich bin ja so elend!"

„Geh' zu deinem Mann, er soll dir helfen!"

„Verstoßt mich nicht!"

„Du bist's schon lang! Geh'!"

Da sank sie auf die Staffel nieder und schluchzte herzbrechend. Sie wußte, in der Nähe rauschte der Fluß vorbei. Dahin wollte sie gehen. Die reißenden Fluten würden ihr all das Leid vom Herzen nehmen. Was länger zagen? Dort winkt die Erlösung. Und schon wollte sie sich erheben, den unseligen Gang zu beginnen. Da wird innen der Kiegel zurückgehoben, die Haustüre ging auf und des Vaters Stimme klang weich und verzeihend: „Komm!"

Sie erhob sich und wankte in den Hausflur. In den Armen des Vaters ward sie ohnmächtig.

Dann hörten die Eltern und Geschwister schweigend ihren Bericht.

Wie nun einige Tage vorüber waren und Anna sich alle die Vorgänge ruhig überdenken konnte, hegte sie doch den Wunsch, ihr Gatte möge zu ihr kommen, ihre Verzeihung zu erbitten und sie wieder mitzunehmen. Ja, am nächsten Sonntag erwartete sie ihn ganz bestimmt und bewog sogar die Mutter, seine Lieblingspeise zu kochen. Aber er kam auch an diesem Tage nicht und an keinem andern. Auch sonst kein Zeichen von ihm.

Das tat ihr sehr wehe. Sie schloß richtig,

daß er vielleicht froh war, um aller Verpflichtungen ledig zu sein. Er konnte sich jetzt ungehindert dem Wirtshause, den Vereinen, seinen Freundinnen und Freunden widmen. Und so war's auch. Jeden Pfennig Verdienst opferte Steinhauser seinem Vergnügen. An den Möbeln zahlte er nichts mehr ab. Schließlich kam der Inhaber des Kreditkaufhauses und ließ die ganze Wohnungseinrichtung entfernen. Die daran abbezahlten Gelder waren verloren. Der Maschinenschlosser ging wieder in eine Schlafstelle.

Dahem im elterlichen Hause schenkte Frau Anna einem schönen Knäblein das Leben. Steinhauser bekümmerte sich nicht im geringsten darum. So verging fast ein Jahr.

Fritz Steinhauser war nicht mehr bloß ein Vergnügungs- und Genußmensch, er war direkt ein Trinker, ein Lump geworden, dem es auch nicht mehr darauf ankam, die Arbeit in der Fabrik liegen zu lassen und zechen zu gehen. Oft löschte er beim Mittagessen seinen Durst in so ausgiebiger Weise, daß er nachmittags halb betrunken zur Arbeit kam und so an den Maschinen herumhantierte.

Schon mehr als einmal hatte er sich dieserhalb von der Werkleitung Warnungen zugezogen. Nach ernstlichen Vorhalten tat es acht bis vierzehn Tage gut, dann aber verfiel der erst 28jährige Mensch wieder in die alten Gleise der Lotterei und der Trunksucht. Aus dem einst so tüchtigen Arbeiter, der in nüchternen Stunden sein Geschäft verstand wie kaum ein anderer, war ein verachtungswürdiger Tropf geworden, dem auch jede Energie fehlte, um sich aufzuraffen und zu sagen: „Jetzt ist's genug!“

Da ereilte ihn das Verhängnis in einer schauerlichen Weise.

Wieder einmal nicht mehr ganz nüchtern zur Arbeit gekommen, wollte Steinhauser unter einem hängenden Kessel voll Vitriollauge durchgehen. Er bückte sich nicht tief genug, stieß mit dem Kopfe an das Gefäß, und ein Teil des Inhalts ergoß sich über das Gesicht des Unglücklichen.

Als man den gräßlich stöhnenden Mann ins Krankenhaus geschafft hatte, schüttelte der Arzt bedenklich den Kopf, und nach einer halben Stunde hatte man festgestellt, daß beide Augen verloren waren.

Die Zeitungen meldeten den Vorfall; so erfuhr auch Frau Anna davon. Ein Stich drang durch ihre Seele, und das erste Wort aus ihrem Munde war: „Vater, jetzt muß ich zu ihm!“

Schon am nächsten Tage beehrte das junge Weib, ihr Kind auf dem Arme, Einlaß ins Krankenhaus und bat um die Erlaubnis, den erblindeten Fritz Steinhauser besuchen zu dürfen.

Aber, wie entsetzte sich Anna, als sie den Unglücklichen vor sich sah. Sein einst so schmüdes Gesicht war auf das Gräßlichste entstellt. Sie hätte aufschreien mögen vor Weh. Doch bezwang sie sich tapfer. Nur ein quälender Gedanke der Reue legte sich schwer auf ihre Seele: Wäre sie diesem Manne, der nun doch einmal ihr Ehegatte war, nicht davongelaufen, vielleicht hätte sich dann dieses schreckliche Unglück nicht ereignet!

Da sagte sie mit leiser, zitternder Stimme: „Fritz, ich bin da, dein Weib!“

Ein Kuck ging durch den Körper des Leidenden, und es war, als ob ein leises Beten von seinen Lippen stiege. „Anna! Anna! Ist das möglich?“ Und seine Hände erhoben sich tastend.

„Fritz, da ist unser Kind das Josefle! Ein schönes Buble ist's!“ Sie hielt ihm den Kleinen unter die Hände, daß er das Gesichtchen besüßeln und die runden Arme drücken konnte.

Dann betete Fritz Steinhauser wirklich! Wesen Feder vermöchte zu schildern, was in diesen Augenblicken in der Seele des schwer heimgesuchten Mannes vorging! Jetzt erst schluchzte Anna laut auf. Die Krankenwärterin trat zur Seite; auch in ihren an menschliches Elend gewohnten Augen schwebten Tränen.

Wochen vergingen. Dann ward Fritz Steinhauser entlassen. Er war ein blinder Mann. Frau Anna holte ihn ab und führte den Gatten in ein einfach aber behaglich eingerichtetes Heim, für das sie und die Eltern daheim Sorge getragen hatten. Die Unfallrente bewahrte die Familie vor den bittersten Nahrungsvorgen, und fürs andere waren die Hände und der rege Fleiß der Frau Anna da, die ihre Tätigkeit als Wäscherin wieder aufgenommen hatte.

Bis in ihr spätes Alter stand das schwergeprüfte Weib an der Waschbütte, und nie kam eine Klage über ihre Lippen.

Nur in ganz kummervollen Stunden sprach ihre Seele leise den Vorwurf: „O wenn ich auf Vater und die Mutter gehört hätte!“

Humoristisches.

Drastisches Mittel. Tourist: Haben Sie denn keine Bijoule bei sich, daß man das Echo höre.“ — Schiffer: „Sell net, aber mit a Watschen könnt' ma 's probieren.“

Im Vertrauen. Landesfürst (der bei einem Schützenfest eingeladen wird, ebenfalls einen Schuß zu tun): „Ja, meine Herren, ich würde Ihnen gern den Gefallen tun, wenn ich nur sicher wäre, daß ich mich nicht unter Ihren Augen als schlechter Schütze zeige! — Schützenhauptmann (vertraulich): „Nur frisch d'rauf los, Hobeit — der Zieler weiß schon, was er zu tun hat.“

Bruderliebe.

Erzählung von Ludwig Blümcke.

In dem sauberen Gärtchen voll rosig blühender Obstbäume, das hinter dem stattlichen Bauernhause lag, war Marie, des Erenbauers schmuckes junges Weib, eifrig mit der Gießkanne tätig. Das junge Gemüse bedurfte dringend der Erquickung und es schien, als schauten all die zarten Pflänzlein dankerfüllt zu der gütigen Spenderin empor. Marie sumnte vergnügt ein Lied vor sich hin. Ach, sie war so überglücklich, daß sie zu jeder Zeit und Stunde wie eine Lerche ihren Frohsinn hätte hinauszingen mögen in die schöne Gotteswelt. Ihr Hans tat ihr ja auch alles, was er ihr an den Augen ansehen konnte. Sie dachte eben nach, womit sie ihn heute bei seiner Rückkehr überraschen und beglücken sollte. Doch das Wellen des Hündchens an ihrer Seite schreckte sie jäh aus ihren Gedanken auf. Ein Fremder kam des Weges daher. Nein — kein Fremder! „Barmherziger Himmel, das ist ja der Konrad!“ stieß das junge Weib erbleichend aus.

Da schaute ein großer Mann zu ihr über den Zaun und jagte mit teuflischem Grinsen, während seine kohlschwarzen Augen sich haßerfüllt in die ihren borten: „Ja, das ist der Konrad! Nun ist er wieder frei, ha, ha, ha!“

Konrad, der Besitzer des Waldhofes, war Mariens Schwager. Er hatte es noch vor einem Jahre für selbstverständlich gehalten, daß des Schultheißen Tochter sein Weib werden würde. Doch Marie war der stille, weniger schöne, aber ehrenvolle Hans lieber gewesen. Sie war dessen Gattin geworden und lebte nun seit fast einem halben Jahre in ungetrübter Glückseligkeit.

Das war ein Lärmen und Toben heute auf dem Tannenhofe. Konrad hatte seine Zechkum-

pane eingeladen und nun wurde auf die goldene Freiheit getrunken, die er einige Monate wegen Jagdfrevels hatte entbehren müssen. Seit einem Jahre befaß der Tannenbauer das väterliche Erbe. Ihm als dem ältesten, war der Hof zugesallen, während Hans mit einer Barsumme abgefunden wurde. — „Ja, wäre die Marie nun Tannenbäuerin“, lallte Konrad mit schwerer Zunge, während er das leere Glas wieder füllte,

„dann stünde es anders um mich und meine Wirtschaft. Paßt auf, es geht mit mir zu Ende. Und schuld an allem ist dieser Satan, der Hans. Aber ich schieße ihn doch noch über den Haufen und das Weib dazu!“ Zähneknirschend hob er sein Glas und leerte es mit einem Zuge.

An einem schönen mond hellen Sommerabend hatte Konrad seine Büchse von der Wand genommen, um wieder einmal durch den Wald zu streifen. Da er kein Glück hatte, sprach er in der Waldschenke vor, wo er ein gern gesehener Gast war.

„Habt Ihr schon gehört“, fragte ein Bauer, „daß Euer Bruder auf der N . . . er Pferdeausstellung für seinen Hengst eine Prämie von 1000 Mark erhalten hat?“

„Na, das soll ihm nicht Glück bringen!“ erwiderte Konrad mit heiserem Lachen und stürzte einige Becher schäumenden Weines in die Kehle.

Gegen Mitternacht torfelte er betrunken nach Hause. Der Weg führte ihn an seines Bruders Feldern vorüber. Da war bei Nacht noch verschiedenes Vieh in den Koppeln, wie es dort Sitte ist. Wahrhaftig, da stand in seiner majestätischen Schönheit ja auch der Hengst „Bombardier“. Konrad machte Halt und überlegte eine Weile, dann riß er die Büchse von der Schulter legte an — ein Knall — ein Blitz — das edle



„Barmherziger Himmel, das ist ja der Konrad!“ stieß das junge Weib erbleichend aus.

Rosß tat einen gewaltigen Sprung und brach dann zusammen.

Am nächsten Morgen wußte es das ganze Dorf, daß ein ruckloser Patron den teuren „Bombardier“ totgeschossen hatte. Allgemein hielt man den leichtsinnigen, böshafsten Tannenbauern für den Täter. Auch Hans, den der Verlust sehr schmerzte, war davon überzeugt, daß sein Bruder ihm diesen neuen Streich gespielt. Er hatte vor, zu Konrad hinüberzugehen und ihn ernstlich zur Rede zu stellen.

Als er gegen Abend das schrecklich verwahrloste Grundstück betrat, kam ihm der Bruder mit der Büchse auf der Schulter entgegen und fragte barsch nach seinem Begehre. Wie Hans in aller Ruhe bat, sich doch mit ihm um ihres verstorbenen Vaters willen zu versöhnen, da riß Konrad seine Büchse herab und rief, achsel vor Hut, aus:

„Niemals reiche ich dir meine Hand, du Hund! Danke Gott, daß ich keine Kugel im Laufe habe. Verlasse sofort meinen Hof oder ich vergesse mich!“

Auf steiler Anhöhe stand ein kapitaler Zwölfsender. Konrads Falkenblick hatte ihn sofort entdeckt. Was scherte es den leidenschaftlichen Jäger, daß es seines Bruders Gebiet war, wo der Hirsch stand, was scherten ihn die Gefahren, sich dem prächtigen Tiere zu nähern! Auf allen Bieren kroch er am „Höllentrachen“ entlang, der ihn mit seiner schauerlichen Nacht geisterhaft anstarrte. — Nun ist er auf Schußweite heran! Vorsichtig hebt er die Büchse, zielt und drückt — der Hirsch bricht unter dem Feuer zusammen.

Mit einem lauten Freudenschrei erhebt sich der Schütze und tritt einen Schritt vorwärts.

Aber was ist das! Ein Stein lockerte sich, Konrad gleitet aus und stürzt hinab in die Tiefe. Da erfaßt er im Fallen einen Ginsterstrauch. Mit der Kraft der Verzweiflung krallen sich seine Hände an demselben fest, während seine Füße vergebens einen Stützpunkt suchen. Die gellenden Hilferufe verhallen in dem Abgrund: wer sollte auch helfen? Mit entsetzlicher Gewißheit sieht der Unglückliche seinen Tod vor Augen.

Er steht in der Verzweiflung zum Himmel, er bittet Gott, den er sonst verspottet, um Gnade. Kalter Schweiß perlt in dicken Tropfen von seiner Stirne, die Kräfte schwinden mehr und mehr und der Strauch scheint sich zu lockern.

Wieder schreit Konrad um Hilfe.

Hans hatte den Schuß gehört und war sofort vom Felde au², wo er sich gerade befand, nach der Richtung geeilt, um den Wilderer — es gab außer Konrad noch deren viele — womöglich auf frischer Tat zu ertappen. Er findet den Hirsch und hört in der Ferne menschliche Laute. Jetzt vernimmt er deutlich einen Hilferuf. Sofort eilt er an die Schlucht und macht sich durch lauten Zuruf bemerkbar. Da sieht er beim matten Mondlicht drüben eine Gestalt in einer Tiefe von etwa vier Metern hängen.

„Hilfe, Hilfe“, — feuert der Verunglückte.

„Schnell, schnell, ich kann mich nicht länger halten.“

Hans erkennt seines Bruders Stimme. Wie soll er helfen, wie soll er über die Schlucht kommen? Sie ist schmal und es hat vor Jahren einmal ein Jäger versucht, hinüberzuspringen, aber er hat diese Tollkühnheit mit dem Tode gebüßt. Hans überlegte einen Augenblick, dann befiehlt



„Danke Gott, daß ich keine Kugel im Laufe habe. Verlasse sofort meinen Hof oder ich vergesse mich!“

er Gott seine Seele und wagt schnell entschlossen den gefährlichen Sprung. Sein Leben hängt an einem Faden, aber Gott ist mit dem kühnen Mann, der Sprung gelingt! — —

Da liegen einige lange Stangen, aus denen ein Geländer gefertigt werden soll. Hans ergreift eine derselben und reicht sie seinem Bruder hinab. Der klammert sich mit der letzten Kraft daran und einige Sekunden später steht er auf festem Boden und ist gerettet.

Ronrad schaut seinen Bruder groß an, dann brechen Tränen aus seinen Augen und er stammelt nur: „Vergib mir elenden Menschen. Ich habe schwer an dir gesündigt. Es soll anders werden“.

Und es wurde anders. Die Brüder hielten von der Stunde an treu zusammen und halfen einander, wo sie konnten. Ronrad ließ ab von seinem lieberlichen Leben, wurde ein rechtschaffener Mann, und Gottes Segen war über seiner Arbeit.

„Vergelt's Gott!“

Novelle von Luise Cammerer.

Sonnenschwüle lastete auf Wald und Fluren. Die ganze Natur dürstete nach Erfrischung. Der Graswuchs am Begrain und an den Hügeln erschien graubraun und strohtrocken. Auf der Landstraße wirbelten die Staubwolken höhenwärts und überschütteten die Baumbestände mit einer dichten, weißgrauen Staubschicht. Korn und Weizen neigten die körnerschweren Lehren bis zur Erde nieder, ihnen brachte die erdrückende Sonnenglut vollends Reife. Der Mohn leuchtete im flammenden Rot und die Blauaugen der Kornblumen, Winden und Kampanillen grüßten freundlich aus der goldenen Aehrenfülle. Kein Vogel laut ertönte. Die buntgefiederte Sängervelt suchte schützendes, schattendes Waldesgrün. Weit und breit herrschte beängstigendes, lähmendes Schweigen.

Ein einziger Wanderer zog des Weges, jung an Jahren, schlank vom Wuchs und sonnengebräunt.

Unter einem weitästigen, vollbehangenen Birnbaum machte er Rast, löste den Rucksack von der Schulter, warf den Wanderstab zur Seite und streckte sich der Länge nach ins dürre, braune Niedgras. Bienen und Schmetterlinge schwirrten über sein dunkles Kraushaar und flogen von Blume zu Blume. Sein Antlitz war gut gebildet. Die Züge erschienen gefällig und seine Kleidung, obwohl abgetragen, war doch adrett. Der schneeweiße Hemdtragen, die Manschetten sowie die saubere Halsbinde waren sicher heute zu Ehren des Sonntags angelegt worden. Den Kopf an den Grenzstein lehrend, der sich am Wege erhob, lauschte er dem Geläute der Kirchenglocken, das in feierlichen Schwingungen über das wellige Hügelgelände dahinzog und seine Lippen bewegten sich zu einer stillen Andacht. Dann nahm er einen zerknitterten Brief aus der Brusttasche hervor, entfaltete ihn und las mit halblauter Stimme:

Mein lieber Sohn Ludwig!

Die Sonne beginnt sich zu neigen, und es will Abend werden! Ich fühle es, daß meine Kraft zur Rüste geht. Und wenn diese versagt, der Körper nach Ruhe verlangt, — der Mensch zu nichts mehr nütze ist, so sollte Gott für immer ein Ende machen. Ich habe nichts mehr zu geben und sobald eine Mutter nichts mehr zu geben hat, nichts mehr zu tun findet, wird ihr Leben zwecklos. Fritz läßt dich bestens grüßen. Er ist ein vielgeplagter, vielbeschäftigter Mann. Das Gehalt ist mäßig, die Familie zahlreich. Storchschnabel nistet nur zu gern im Forsthaus und Anna ist von harter, herrischer Art. Hier und da kommt es mir recht drückend zum Bewußtsein, daß auch ich noch als überzähliger Gast am Tische sitze und den kleinen Plappermäulchen das Brot wegesse. Richard tut wohl manches für mich, indes, er hat sich vornehm verheiratet, muß standesgemäß leben und in erster Linie das Wohlergehen der eigenen Familie berücksichtigen. Auch du trugst redlich dein Scherflein bei, mein Alter zu erleichtern, doch Krankheitstage bringen verdoppelte Ausgaben. Gnadenbrot — hartes Brot! mein Sohn; wiewohl ich seither durch häusliche Gegenleistungen zu verdienen bestrebt war. Wie würde ich mich freuen, dich noch einmal zu sehen, dich noch einmal an meinem Herzen zu halten, bevor es für immer stillesteht. Willst du ein Segenswort von deiner Mutter hören, so komme bald. Sollte es mir jedoch versagt sein, dich auf Erden noch einmal zu umfassen, so habe Dank für alles! Trage Gott vor Augen und im Herzen, sei gesegnet allezeit von
deiner treuen Mutter

Elisabeth Engel.

Ludwig wischte eine Träne fort, die ihm über die gebräunte Wange fiel. Sechs Jahre hatte er die Mutter nicht mehr gesehen. Sechs Jahre war er fern von ihr im Ausland geblieben. Der

Brief zog ihn heimwärts. Die Sehnsucht und die stille Klage, die daraus sprachen, drängte alle anderen Lebenswünsche und Regungen zurück und nur die Sehnsucht nach der Mutter und der Heimat blieb lebendig. Von den Brüdern war er im Groll geschieden und im Groll dacht er an sie zurück. „Gnadenbrot — hartes Brot“ schrieb die Mutter, die Stelle wühlte wie eine schmerzende Wunde in seiner Seele. In den letzten vier Jahren seines Fernseins hatte er reichlich dafür gesorgt, daß sie kein Gnadenbrot zu essen, — nicht als überzähliger Gast am Tische seines Bruders zu sitzen brauchte. Anfangs war es ihm in Holland und Belgien selbst nicht zum Besten ergangen, bis er sich nach der Schweiz gewandt und dort lohnende und dauernde Beschäftigung als Goldschmied und Uhrmacher gefunden hatte. Vorerst hatte er auch hier auf die Wiederaufrichtung seines eigenen Menschen Bedacht nehmen müssen. Doch bald darauf, nachdem er sich auch im Geschäft gut eingeführt, sein Einkommen sich erhöhte, er sich des Wohlwollens, Vertrauens und der Wertschätzung seines Prinzipals erfreute und mit der Oberleitung des Geschäfts betraut worden war, — da hatte er jeden Monat einen ansehnlichen Beitrag zur Verpflegung seiner Mutter heimgeschickt. Der Groll gegen die Brüder verstärkte sich noch. Beide befanden sich in sicheren, guten Lebensstellungen und wohlgeordneten Verhältnissen, beide hatten alle Ursache, mit ihrem Geschick zufrieden zu sein und der Mutter Gutes zu tun. Allein Ludwig las zwischen den Zeilen heraus, daß sie den Sohnespflichten nur ungern nachkamen, daß die Mutter sich verlassen und vereinsamt fühlte, überhaupt im Hause ihres Sohnes lästig sei. Richard, der älteste, saß als Rechtsanwalt in einer rheinischen Stadt, Fritz, der zweite, als fgl. Förster hier in der Nähe, auf einer sehr einträglichen Försterei, die früher sein Vater innegehabt. Das Studium der Brüder hatte die Mittel der Eltern bis auf den Grund erschöpft, und als der Vater nach kurzen Kranksein aus dem Leben schied, war für ihn, den jüngsten, knapp noch so viel übrig, ein besseres Geschäft zu erlernen. Der Besuch einer höheren Lehranstalt war gar nicht mehr in Frage gekommen, obgleich er mit Erfolg die Kunstschule absolviert und seinem Eintritt in das Polytechnikum kein anderes Hindernis entgegenstand als eben nur das geldliche. Von damals her stammte sein Groll gegen die Brüder. Damals hatte er beide, die bereits ihr Studium abgeschlossen, mit Bitten und Vorstellungen bestürmt, ihm doch dazu behilflich zu sein, seinen Lieblingsplan, eine Akademie oder ein Polytechnikum zu besuchen, verwirklichen zu können. Doch beide hatten kurzweg

jede Beihilfe verweigert und ihn auf das Handwerk verwiesen, das noch immer goldenen Boden hätte und weit einträglicher sei wie jedes Studium.

„Goldenen Boden“ hatte es nicht gehabt, aber Brot hatte es ihm gegeben. Die Mutter vermochte er zu unterstützen und dennoch war ihm eine Sparsumme verblieben, die er in Zürich sicher angelegt hatte. Dazu war Ludwig in letzter Zeit das Glück auch noch von anderer Seite hold gewesen. Dem jungen Mann war ganz unerwartet aus einer Kirchenbaulotterie ein hübscher Gewinn zugefallen, der es ihm ermöglichte, sich ein einziges Geschäft zu gründen und die Mutter für immer zu sich zu nehmen. Hoffnungsfreudig trat er seine Wanderung wieder an. Die Landstraße führte durch ein großes, sauberes Dorf, dessen stattliche Gehöfte, sowie reicher Obstbau von der Wohlhabenheit seiner Einwohner zeugte. An den Häusern zogen sich Obstpaläer in die Höhe und vor allen Fenstern blühten Blumen. Wohin das Auge fiel, streifte es auf Reinlichkeit und Schönheit: him und überall sah man das Bestreben, das eigene Heim gefällig auszuschnüden. In der Mitte des Dorfes lockte ein prächtiger Wirtsgarten zur Raft. Doch Ludwig widerstand der Lockung und die Landstraße verlassend, schlug er einen Seitenweg ein, der zur Kirche und zum Kirchhof führte, von wo aus er den Wald durch einen Fußspad erreichen konnte. Am Kirchhof verlangsamte er den Schritt, küstete den Hut und ging hinein. Hier ruhte sein Vater, ihm galt sein erster Besuch. Der Ort war menschenleer, nur der Totengraber hockte am Wege. Suchend streifte Ludwigs Auge über die schlichten Gräberreihen. Dort drüben, seitwärts an der Mauer, lag das von zwei weitläufigen Edeltannen verschattete Grab seines Vaters. Allein, er mußte sich doch irren, denn das Erdreich war dort frisch aufgeworfen und einzelne Blumenkränze bedeckten rings umher ein frisches Grab. Näher tretend las er die Inschrift auf einer dieser Blumenpenden. Sein Fuß wurzelte am Boden. Es dachte ihm, als hätte sich plötzlich die Sonne verdunkelt. „Der treuesten, opferwilligsten Mutter „Elisabeth Engel“, gewidmet von ihrem dankbaren Sohn Richard!“ las er mit überströmenden Augen. „Zu spät“ — seine Heimkehr „zu spät!“ Mit einem Jammerlaut sank der junge Mann am Grabe der Mutter auf die Knie.

Die Welt erschien ihm verödet und leer, sein Leben zwecklos. Alle Hoffnungsfreudigkeit war von ihm genommen. Wie lange er so lag, das wußte er nicht. Erst als eine Hand sich auf die Schulter legte, als der Totengraber hinzutrat, erhob er sich.

„Es war eine brave Frau, die Elisabeth Engel,

die wir vor einigen Tagen hier beerdigten und die Erde wird ihr leicht sein“, sagte er freundlich, „Sie haben sie wohl auch gekannt? Gönnten wir ihr die Ruhe. Es ist ihr gerade nicht zu gut ergangen bei der Försterin, ihrer Schwiegertochter, die ein geiziges, herrisches Weib ist und ein scharfes Regiment im Hause führt. Und seitdem Frau Elisabeth krank und bettlägerig wurde, fühlte sie erst recht, daß sie in der Försterei zur Last sei. „Gnadenbrot — bitteres, hartes Brot“ junger Mann!“

Trotz seines wühlenden Schmerzes lachte Ludwig zornig auf. „Gnadenbrot!“ wiederholte er derb. „Alle Monate habe ich der Mutter 30 Franken heimgeschickt, das reichte wohl für ihre einfachen Bedürfnisse und nun, nun ich heimkomme, sie zu mir zu nehmen, finde ich sie tot, tot unter der Erde. Und mein Bruder Fritz, ließ er die Mutter auch das bißchen „Gnadenbrot“ fühlen?“

„Der Förster ist ein braver, rechtlicher Mann, der die Mutter in Ehren hielt, allein er ist tagelang vom Hause fort und die Frau führt das Hauptwort, die ist zum Fürchten. Von dem Geld wird ihre Mutter wenig genug gesehen haben. Ihre Schwägerin könnte sicher den besten Aufschluß darüber geben, wohin das Geld kam?“

„Ferne sei es mir, Unfrieden in die Ehe meines Bruders zu tragen“, sagte er traurig. „Behütet und pflegt mir das Grab der Mutter gut, Frieder, in Kürze sollt ihr von mir hören. Lebt wohl!“ Er ging wie einer, den eine schwere Last bedrückte.

Wohin wenden? Ins Forsthaus unter die Augen der Frau, die seine Mutter finsternen, mißgünstigen Blickes unter ihrem Dache gesehen, die sich für jeden Bißchen Brot bezahlt gemacht und diesen dennoch als Gnadengeschenk empfinden ließ? Nein, tausendmal nein! In ihm gärte und wogte es — und unter dem soeben gehaltenen Eindruck wäre es gewiß zu einem rauhen Familienzerwürfnis gekommen, — das mußte er schon um der Mutter willen zu vermeiden suchen. Wie im Traume wanderte der junge Mann querfeldein, rastlos immerzu, obgleich ihn Hunger und Müdigkeit plagten. Das Schmerzgefühl blieb sein Begleiter. Die Hitze war indes unerträglich geworden. Die Luft erschien von Blutwellen getränkt. Er achtete dessen nicht und schlug den Weg verkürzend, die Richtung nach der nächsten Bahnstation ein, sich immer am Schienengleise forthaltend. Oben am Bahndamm lag ein Bahnwärterhäuschen, zu dem eine Anzahl Stufen hinanführte. Das Häuschen war vom Weinlaub umgrünt, seine mit Geranien und Fuchsen reichgeschmückten Fenster blinkten in der Sonne. Daneben lag ein Stück Kartoffelland,

das in voller lila Blüte stand, dazu einige Beete voll Suppenkräuter und Gemüse, die einen kräftigen Duft weithin verbreiteten und ringsumher weiße und rote Bohnenblüten im regellosen Durcheinander, eine natürliche Einfriedigung um das kleine Gartenland bildend. Wenig, — und doch viel für die, die es mit Liebe und Lust angelegt und weiterpflügten. Dorthin lenkte Ludwig seine Schritte. Dort oben wollte er vorsprechen, um einen Teller Suppe oder ein Glas gekochte Milch ersuchen, ein wenig ruhen und dann weiterwandern. Unter der halbgeöffneten Tür des Häuschens stand ein junges Mädchen, schmuck und blühendfrisch. Seine blonden Kraushaare schimmerten goldig in der Sonne. Doch auf den weichen rosigen Zügen lag ein Hauch von Sorge und Betrübniß. Verwundert und streng hob sie den Blick, er streifte den wegemüden Wanderer prüfend vom Kopfe bis zu den Füßen, denn Einsamkeit rät zur Vorsicht und Zurückhaltung. Ihr Blick und ihre Züge erhellten sich und freundlich zeigte sie auf eine Ruhebänk, inmitten eines überreich blühenden Holunderbaumes.

„Setz Euch dorthin und verhaltet Euch ruhig. Eine schwerkranke Frau und ein junges, neugeborenes Leben liegt im Haus. Mein Schwager ist nach dem Arzte fort und ich bin allein. Fleisch ist nicht vorhanden. Genügt Euch eine warme Suppe oder Milch und Brot, das könnt Ihr haben.“

Ludwig zog den Hut. „Ein Teller Suppe würde mir gut tun. Ich bin mehr müde wie hungrig und denke hier eine kurze Weile ruhen zu dürfen. An Geld fehlt's mir nicht, gern zahle ich, was Eure Gastfreundschaft mir bietet!“

Sie lächelte. „Ich tu's um ein Vergelt's Gott“; andere Bezahlung nehme ich nicht. Wandergefellen haben zumeist leere Taschen, — ist die Eure gefüllt, so spart für schlechte Zeiten!“

Das schöne Mädchen verschwand im Hause, während Ludwig unter dem Holunderbaum Platz nahm. Ein süßlich schwerer Duft entströmte den weißgelben Blütentrauben, die schon zum Fruchtansatz neigten. Am Dache gurrten die Tauben. Aus der Brunnenröhre plätscherte das Wasser in den Steintrog, alles in allem sich zu einem Gesamtbild des Friedens vereinigend, der außerhalb der Welt liegt. Und doch fehlte dem Jodl der Schatten nicht. Drinnen in den verdunkelten Räumen lauerte der Tod und reckte seine Hand aus nach einem jungen Leben, das sich mit aller Gewalt sträubte gegen den grausigen Gast. Geräuschlos kam das Mädchen nach kurzer Zeit mit einer Schüssel voll dampfender Suppe zurück und stellte diese, dazu ein Stück Schwarzbrot vor den jungen Mann hin. „Segne's Gott die Gabe“, sagte sie in der

dort üblichen, ländlichen Weise. „Mir ist ein Stein vom Herzen genommen. Das Fieber ließ nach. Die Kranke schläft ruhig, atmet friedlich. Ich glaube sie befindet sich wohler. Und ihm ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Frau erklärend, fuhr sie jetzt — nachdem sie sein Aeußeres nochmals eingehend gewürdigt, von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt schien — zutraulich und gesprächig fort: „Die Hausfrau hier ist meine einzige Schwester, eine noch junge Frau, erst sechs Jahre verheiratet. Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen, beglücken das Familienleben, und gestern ist noch ein drittes Menschenkindlein, ein gesunder, pausbachtiger Knabe bei uns eingezogen.“ Eine Weile schwieg sie und freute sich über des Gastes rege Eßlust; dann nahm sie, mitteilbarer werdend, ihre Rede wieder auf. „Wir sind von gutem Herkommen, Schmiedemeisterstöchter aus dem nächsten Ort. Wir besitzen auch ein hübsches Vermögen. Die Anna hätte wohl besser heiraten können! Da gab es viel Stürme in der Familie, bevor der Vater die Heirat mit einem Bahnwärter zuließ. Doch die beiden hatten einander lieb, sie wollten einander nicht lassen, da gab der Vater endlich nach und sagte „Ja“. Ihre Augen leuchteten froh. „Sich einander lieb haben, das ist wohl das schönste und beste Geschenk, das Gott zwei Menschen auf Erden gab. Ich sehe es täglich mehr und mehr ein. Leid und Freud erträgt sich leichter. Es sind glückliche, glückliche Menschen, die da drinnen unter niederem Dache wohnen. Späterhin wird mein Schwager wohl auch vorwärts kommen und eine einträgliche Stellung finden, doch wer könnte sagen, ob dann noch das Glück mit ihnen zöge? Schmeckt Euch die Suppe? So eßt nach Herzenslust! Eßt auf! Der Schwager kam am Abend frische Eier nehmen.“ Gefällig schöpfte sie ihm noch den Rest der Suppe auf den Teller.

„Seid Ihr weit gereist und welches Handwerk betreibt Ihr?“ Fragend blickte sie in sein hübsches, trauriges Angesicht. Die warme, herzliche Frage brachte ihm die Erinnerung. Groll und Kummer lösten sich in einen jäh hervorbrechenden Tränenquell auf, den ihm wohl die schlichte Schilderung des schlichten Menschenglücks erpreßte.

Beängstigt von dem unerwarteten Gefühlsausbruch erhob sich das junge Mädchen und sagte verschüchterten Tones: „Verzeiht! Meine Neugierde war unziemlich, sie hat Euch wehgetan. Nun werdet Ihr gering von mir denken, — Ihr werdet denken, ich wollte mich für die Gabe bezahlt machen, meine Neugierde befriedigen. Nein deshalb frage ich gewiß nicht! Ihr seht aus wie besserer Leute Kind, da tat es mir leid, daß Ihr

beschäftigungslos seid, und auf der Landstraße wandert.“

„Auch in meinem Elternhause stand gute Sitte und Zucht obenan, und ich zähle nicht zur Sorte der Wanderburschen, die die Landstraße unsicher macht!“ erwiderte Ludwig bewegt. „Sechs Jahre sah ich die Heimat und die Mutter nicht und nun ich heimkam, sie in meine Arme zu nehmen, sie zu hegen und zu pflegen, deckt ihr liebes, gütevolles Angesicht die Erde, fand ich ein frisches Grab! Da schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und wanderte geradewegs weiter. Wohin ich komme, weiß es nicht! Ich habe niemand, der mir nahesteht, niemand, der Anteil an mir und meinem Geschick nimmt.“

Seine müde Hoffnungslosigkeit rührte ihr Herz.

„Gott ist mit Euch allezeit, er ist der treueste Begleiter und das Mutterauge wird auch von droben über Euch wohnen“, suchte sie liebevoll zu trösten. Und auf ihre Taschenuhr blickend, fügte sie beunruhigt hinzu: „Wo nur die Kinder, das Lenni und der Frißi, so lange bleiben? Sie gaben dem Vater das Geleit und müßten längst zurück sein. Ich darf die Schwester und das Kind nicht verlassen, trage Sorge, die Zwillinge möchten vom Wege abgekommen sein. Führt ein Zufall sie auf Euren Weg, so bitte schickt sie heimwärts!“

Als der junge Mann ein Geldstück aus der Börse nahm, zog sie die Stirne kraus. „Laßt das das beiseite. Ich gab das Wenige, um ein „Vergelt's Gott!“ Eine Gabe zahlt man nicht! Gott mit Euch und findet Ihr Gelegenheit, jemand gefällig zu sein, tut's um ein „Vergelt's Gott!“ Lebt wohl!“ Sie ging ins Haus.

Gekräftigt und ausgeruht schritt Ludwig Engel jetzt rüstig vorwärts, der nächsten Bahnstation zu. Die Zwillinge, deren Aeußeres die jugendliche Tante ihm noch näher bezeichnete, sah er nirgends, so angelegentlich er auch noch nach den Kleinen ausschaute. So verließ er dann die stauberfüllte Landstraße und wandte sich dem kühlen, schattenspendenden Walde zu, der an der Bahnstrecke fortlief. Dort setzte er sich auf einen abgeholzten Baumstamm nieder, zog sein Wanderbuch hervor, notierte die Nummer des gastfreundlichen Bahnwärterhäuschens und schrieb den Lieblingspruch seiner lieben Mutter dazu, der lautete: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!“ Allmählich lichtete sich der Wald, er kam auf weite Rasenflächen hinaus, die von großblättrigen Sternblumen übersät, einem weißen Blütenmeer glichen. Die Gluthitze hatte inzwischen nachgelassen, der strahlendblaue Himmel sich verdunkelt. Grauschwarz ballten

sich die Wolken am südlichen Horizont, und ein unheimliches Säusen ging durch die Lüfte, — ein unruhiges Rauschen durch die Bäume. Von ferne schrillte das Glockensignal eines abfahrenden Zuges und schon trat das zunächstliegende Stationsgebäude aus dem Schatten umstehender Bäume hervor. Ratlos, unschlüssig blieb der junge Mann am Wege stehen. Wieder kam ihm das quälende Gefühl der Verwaisung so recht schmerzlich zum Bewußtsein. Wohin sich wenden? Ziellos, planlos ins Blaue hinein? Ein schönes Stück Welt lag hinter ihm. In seinem Gewerbe hatte er sich vervollkommenet, tüchtige Kenntnisse gesammelt, nun wünschte er sich festhaft zu machen, sie im eigenen Geschäft zu verwerten. Das Näherkommen des schnaubenden, pustenden Dampfkolosses entriß ihn aus der quälenden Gedankenverwirrung. Zufällig richtete er den Blick höhenwärts. Seine Augen erweiterten sich schreckhaft im starren Entsetzen. Der Atem versagte ihm und das Blut rann eiskalt durch seine Glieder.

Oben am Hange über dem Bahngleise, aus dem ganze Büschel rotleuchtender Mohn wildwuchernd hervortrieben, jagten zwei Kinder im haschenden Spiel hin und wider. Zwei gleichaltrige, blonde Krausköpfe, die Hände mit Mohnblumen gefüllt — die leuchtende Schönheit derselben hatte sie wohl beide angelockt — eilten sie der grauenvollen Gefahr, die ihr junges, schuldloses Dasein bedrohte, unbewußt entgegen. Schon bebte der Boden unter Ludwigs Füßen, schon kam das totbringende Ungeheim näher. Da gab es kein Besinnen, — da hieß es: Leben oder Tod! Mit einem Sprung stürzte er über die Böschung hinweg. Mit einer blitzschnellen Bewegung schleuderte er den erschreckt taumelnden Knaben den Dammbahn hinab und riß das verängstigte Mädchen zu sich heran. Da brauste der Zug vorüber! Er fühlte noch einen wütenden Schmerz, als ob ein Glied seines

Körpers gewaltsam abgetrennt worden wäre, dann fiel auch er, sich überstürzend, den Bahndamm hinab, dort bewußtlos liegenbleibend. Gefahr und Rettung hatte sich auf Sekunden zusammengedrängt.

Von Station zu Station läutete das Telephon. Der Zugführer, auch einzelne der Passagiere hatten das mutvolle Wagnis beobachtet und trugen Sorge, daß sofortige Hilfe an Ort und Stelle kam. Als Ludwig aus seiner totenähnlichen Ohnmacht erwachte, fiel sein dämmender Blick auf ein junges bleiches Mädchenantlitz, dessen kindlich reine Züge Sorge und Gram entstellten, er fühlte warme Tränen auf seinen Wangen. Wie ein verklärendes Leuchten flog es über sein Angesicht und leise, kaum hörbar flüsterte er ihr zu: „Ich tat's für Euch, um ein „Vergelt's Gott“, dann schwanden ihm die Sinne abermals.

Im Frühlingsblühen des nächsten Jahres war's, da fand im altersgrauen Dorfkirchlein, zu dessen Kirchengpöngel auch das Bahnwärterhäuschen Nr. 56 gehörte, eine stille Trauung statt. Der Bräutigam, ein gar stattlicher, hübscher Mann mit ernstesten Augen und ernstesten Zügen, trägt einen künstlichen Fuß, und seine Brust schmückt eine Rettungsmedaille, die ihm der Landesherr verliehen. Und als er seine junge, bildhübsche Braut vom Altar wegführte, da sagte er, sich zu ihr herrabbeugend, eindringlichen Tones: „Aus opferwilliger Liebe folgest du mir zum Altar, Gertrud, doch auch dafür sage ich dir aus voller Seele „Vergelt's Gott!“

Hellen Auges, strahlenden Lächelns zu ihm aufblickend erwidert sie innig: „Leben um Leben, Liebe um Liebe! Mein ganzes Dasein soll dir ein Beweis meiner Liebe sein. Und nun komm, Ludwig, laß uns am Grabe deiner Mutter um ihren Segen bitten.“

Hand in Hand schritten sie ins Frühlingsblühen, in ein neues, frohes Leben hinein.

Sieben Gebote, um das Augenlid bis in das hohe Alter zu bewahren.

1. Wenn die Augen beim Arbeiten irgendwie wehe tun, oder wenn es fleckig vor ihnen schimmert, oder das Sehen undeutlich wird, dann lasse sie rasten und von der Arbeit wegsehen. Nach vollkommener Ruhe für einen Augenblick oder länger magst du die Arbeit wieder aufnehmen, mußt aber, sobald die Augen abermals ermüdet sind, innehalten.

2. Achte darauf, daß das Licht genügend sei und gehörig auf deine Arbeit falle, am besten von oben oder von der linken Seite.

3. Wenn du schwache Augen hast, so lies niemals im Pferdebahn- oder Eisenbahnwagen.

4. Lies niemals liegend. Schwachsichtigkeit ist nicht selten auf die verderbliche Gewohnheit des Lesens im Bette zurückgeführt worden.

5. Lies nicht viel während des Genesens von einer Krankheit.

6. Die allgemeine Gesundheit sollte durch gute Kost, genügenden Schlaf, frische Luft, Körperbewegung, gesundes Vergnügen und eine schickliche Beschränkung der Stunden harter Arbeit aufrecht erhalten werden.

7. Nimm dir gehörige Zeit zum Schlafen. Wer viel zu lesen hat, bedarf in besonderem Maße eines nicht zu kurzen Schlafes.

Der Mann mit dem traurigen Gesicht.

Eine lustige Geschichte von Bernhard Aldermann.

Der Stellenvermittler Bärwald saß an seinem wackeligen Kulte und las die eingegangenen Briefe. Es war zu Beginn der Saison, und Herr Bärwald hatte ziemlich viele Aufträge zur Beforgung von Hotel- und Wirtschaftspersonal erhalten.

„Kunkel“, sagte er zu einem jungen Mann, „Kunkel, da will das Hotel „zum roten Ochsen“ in B. so schnell wie möglich einen fixen Saalkellner haben.“

„Und wir haben gar keinen mehr zu plazieren“, antwortete Kunkel.

„Haben Sie denn keinen mehr auf der Liste?“

„Nicht einen einzigen, den letzten sandte ich gestern nach Norderny.“

„Teufel! was macht man denn da! Woher schnell einen Saalkellner nehmen? Annoncieren? Das dauert zu lange. Wenn man Leute braucht, so sind keine zu haben, und sonst rennen sie uns das Haus ein.“

„Sehr richtig!“

„Ich finde das durchaus unrichtig, Kunkel. Nun in der Saison hat man nicht genug Angebote; es ist wirklich ein Skandal.“

„Wenn wir nun einen Lehrling hinsenden?“

„Und uns dadurch den guten Kunden verderben! Ein Lehrling kann in dem besuchten Badehotel nicht arbeiten.“

Es klopf. „Herein!“

„Guten Tag“, sagte ein junger Mann, in einfacher, provinziartiger Kleidung, langsam in das Büro tretend.

„Guten Tag“, antwortete Bärwald geschäftsmäßig. „Sie wünschen?“

„Ich möchte anfragen, ob sie für mich vielleicht eine Stelle als Kellner frei haben“, sagte der junge Mann.

„Gewiß, mein Lieber, wir haben stets gute Stellen auf Lager. Sind Sie Buffetkellner?“

„Nein, ich war zuletzt in H. als Bierkellner.“

„Sagen wir Saalkellner; da habe ich gerade eine sehr gute Stelle in B. zu besetzen; gehen Sie dahin?“

„Gewiß, gerne.“

„D, das trifft sich gut, dann können Sie heute vormittags noch hinreisen.“

„Sie haben doch Garderobe und sind frei?“

„Jawohl.“

„Also Kunkel, machen Sie dem Herrn den Brief fertig.“

„Sogleich.“

„Wie heißen Sie, mein Herr?“

„Mlois Wunz.“

„Mlois Wunz, schön, so, Ihre Zeugnisse werden ja gut sein; die Stelle kostet dreißig Mark. Sie können die Summe in zwei Raten zahlen! Um 1 Uhr fährt ein Zug nach B. Heute nachmittag servieren Sie bereits und heute nachts haben Sie schon zwanzig Mark Servies gemacht.“

„Ich wäre froh, wenn es wahr wäre.“

„D, der rote Ochse in B. ist eine Goldquelle! Sie werden sehen! So, da haben Sie ihren Begleitbrief.“

Herr Mlois Wunz zahlte die fünfzehn Mark an und verließ langsamen Schrittes das Büro.“

„Um, der Mann kommt mir gar nicht vor wie ein Kellner“, meinte Kunkel.

„Warum nicht?“

„Um! ich weiß nicht, hat er nicht ein sonderbares Gesicht?“

„Ein sonderbares Gesicht? Wieso? Machen Sie doch keine Witze, Kunkel.“

„Warum nicht?“

„Er sah so traurig aus.“

„Nun, man kann doch mal traurig aussehen.“

„Ganz richtig, aber ich meine, so schrecklich traurig auszusehen, muß doch einen triftigen Grund haben.“



„Ich möchte anfragen, ob Sie für mich vielleicht eine Stelle als Kellner frei haben“, sagte der junge Mann.

„Keine Sorge! Wenn der Mann traurig ist, ist das seine Sache, sein Geld klingt ganz lustig.“

Mit diesen Worten brach Herr Bärwald das Gespräch kurz ab und verließ sein Büro.

Herr Moiss Wunz, dessen Bekanntschaft wir soeben machten, war in der Tat ein Unikum. Seine Mutter hätte in einem Provinzstädtchen eine Wirtschaft, und er hatte in dieser, da sein Vater früh gestorben war, sozusagen seinen eigenen Kellner gespielt. Vom Servieren verstand Wunz also nicht allzu viel. In diesen Tatsachen wird nun niemand etwas merkwürdiges finden und hierin lag nichts, was Herrn Wunz zum Unikum stempelte. Die hervorragende Kuriosität an diesem Menschen lag in seinem

Antlitz. Es gibt Menschen, deren Gesichtsbildung so eigentümlich ist, daß man meint, sie lachen unausgesetzt. Für die Inhaber solcher Lachmienen ist das keine angenehme Sache. Es gibt aber auch Menschen, die sehen aus, als ob sie immer dicht daran wären — zu weinen! Niemand wird glauben, daß ein derartiges Antlitz seinem Träger große Chancen bietet, und es ist leicht begreiflich, daß eine solche Trauermaske geeignet ist, höchst betrübende Wirkungen zu erzielen. Dieses letztere war nun mit Wunz der Fall. Dieser junge Mann sah stets so traurig aus, daß man annehmen mußte, er habe einen gewaltigen Kummer und Leid. Dazu

hatte er gar keine Ursache! Er war im Gegenteil meistens sehr lustig, nur konnte kein Mensch etwas merken, weil sich sein Frohsinn hinter den stets traurigen Mienen verbarg. Hochkomisch war es, wenn dieser Mensch sang oder pfiß, weil doch solche Aeußerungen auf ein frohes Gemüt schließen lassen. Geradezu erschreckend aber war es anzusehen, wenn dieser Mann lachte. Dann mußte jeder Mensch annehmen, einen Verrückten vor sich zu haben, so eigentümlich war dann sein Mienenenspiel.

Als Wunz in dem Badeorte B. ankam, begab er sich sogleich in das Hotel „zum roten Ochsen“, und wurde von dem Inhaber, der den merkwürdigen Namen Heiter trug, alsbald engagiert. Herr

Heiter, ein jovialer Mensch, fixierte den neuen Kellner scharf und sagte:

„Nun, mein Lieber, Sie waren wohl lange außer Stellung?“

„Das nicht“, antwortete Wunz.

„So, so, ich meinte, weil Sie, weil Sie — nun, Sie haben wohl Schulden, junger Mann?“

„Das auch nicht“, Herr Heiter.“

„So, so, nun seien Sie nur froh, verstehen Sie, wirklich, Sie können sich freuen; denn bei mir verdienen Sie viel Geld.“

„Das wird mich sehr freuen.“

„Das will ich glauben, indessen Sie scheinen, hm! Sie sind doch ganz gesund?“

„Sehr.“

„Aber Sie waren vielleicht vor kurzem krank?“

„Nein.“

„So! So! Sonst haben Sie auch keinen Kummer?“

„Nein.“

„Na, dann sind Sie ja ein glücklicher Mensch! Also nun melden Sie sich beim Oberkellner, er wird Ihnen Ihre Arbeit anweisen.“

„Sehr wohl, Herr Heiter.“

Während der Mann mit dem traurigen Gesicht seinen Chef aufsuchte, drehte sich Heiter kurz um und verbiß mit Mühe ein gewaltiges Lachen.

„Sonderbar!“ sagte er, „Der Mensch ist gesund, hat Glück und sieht immer aus, als ob er weinen will, da hat mir Bärwald allem Anschein nach eine



„Das ist ja recht heiter — nein, ich meine traurig, — bei Ihnen wird man ja ganz konfus!“

feine Nummer gefandt.“

Man kann nicht gerade sagen, daß der Oberkellner Josef entzückt war, als er den neuen Untergebenen betrachtete. Auch er begann dem guten Wunz Trost zuzureden, in der Meinung, er sei wirklich trostbedürftig, und als er sah, daß die Mienen seines Faktotums sich nicht aufheiterten, wandte er sich entsetzt von dem Manne mit dem traurigen Gesicht ab und flüsterte vor sich hin: „Wenn das nur geht!“

Wunz bekam in dem großen Speisesaal ein Revier, das meistens nicht stark frequentiert war. Mehrere Gäste hatten sich indessen schon über seine traurigen Mienen aufgehalten und hatten dem

traurigen Sanymed anständige Trinkgelber gegeben. Am zweiten Tage seiner Tätigkeit nahm eine sehr vornehme Gesellschaft an seinen Tischen Platz. Da waren ein Graf Kirbach, ein Baron Sanstleben und mehrere Sportmänner zu einem fidelem Souper vereinigt. Wunz hatte mit einem Kollegen den Herren serviert und es war alles soweit gut gegangen. Eben rief Graf Kirbach nach einer Flasche Romery.

„He! Kellner! Sekt!“

„Befehlen Euer Gnaden“, antwortete Wunz, davoneilend.

„He! Kellner! Herkommen!“

Wunz kam zurück.

„Ha! Ha! Ha!“ lachte der Graf. „Hi! Hi! Hi!“ lachte er weiter, sein Monocle fest einnehmend.

„Mensch lachen Sie doch mal! Sehen Sie mich nicht so dumm an! Lachen Sie doch mal!“

Wunz bemühte sich auf das Beste, doch schienen seine Miene sich absolut nicht zu einem Lachen bequemen zu wollen.

„Kinder, das ist kolossal! Der Mensch kann nicht lachen! Millionen Element! Ganze Kompagnie — lachen! Ha! Ha! Ha!“

Die ganze fidele Tischrunde fiel mit einer donnernden Lachsalve ein, und nur der Mann mit dem traurigen Gesicht konnte nicht lachen, obgleich er ebenso heiter gestimmt war wie seine Gäste.

„He! Herr Wirt! Schaffen Sie mir den Kellner aus den Augen! Dieses Sauerteiggesicht kann ich nicht mehr ansehen!“ rief Graf Kirbach.

Der Hotelier Herr Heiter flog heran und im nächsten Augenblick war Herr Wunz aus dieser heiteren Gesellschaft verschwunden. Am Abend dieses Tages ließ der Wirt den guten Wunz zu sich kommen.

„Mein Lieber“, sagte er, „sind Sie eigentlich von Natur so traurig?“

„Ich bin gar nicht traurig, Herr Heiter“, antwortete Wunz.

„Den Teufel auch! Sie sehen aber so aus!“

„So sehe ich immer aus.“

„Das ist ja recht heiter, — nein, ich meine traurig — bei Ihnen wird man ja ganz konfus! Also: ich kann Sie nicht in meinem Geschäft brauchen. Den Gästen wird es bange, wenn sie Sie ansehen; sie laufen mir davon, — Sie müssen es mir nicht übel nehmen, — ich sehe ja ein, daß Sie gegen Ihre Traurigkeit nichts tun können, aber ich kann auch Ihre Wege mein Geschäft nicht ruinieren. Ich gebe Ihnen einen Monatslohn und Sie verlassen mein Haus.“

Wunz sah ein, daß viele Weiterungen hier

nicht angebracht seien, so nahm er das Geld und suchte den Stellenvermittler Bärwald auf. Dieser hatte schon eine Depesche bekommen, in der sich Herr Heiter über den ihm gesandten Kellner beschwerte und ihm Entziehung seiner Kundschaft androhte, wenn er noch einmal solche Trauerweiden senden würde. Herr Bärwald bedauerte das Mißgeschick des guten Wunz und verschaffte ihm eine Stelle bei einem Lotteriefollekteur. Hier war Wunz als Bote tätig und hatte besonders zu gewissen Stunden auch Bürodienst. Er mußte dann die Kunden abfertigen, die leider wieder einmal mit Rieten herausgekommen waren. Die ihm eigene bedauernde Miene kam ihm hierbei brillant zu statten.

Eines Tages sah ihn ein amerikanischer Fabrikant, dessen Spezialität Hühneraugenpflaster war. Sofort engagierte er den guten Wunz und dieser ging mit einem Plakat durch die Straßen der Stadt, auf dem stand: „So sieht jemand aus, der an Hühneraugen leidet und mein Pflaster nicht benutzt.“ Natürlich hatte Wunz dabei einen Kollegen, der ungemein heiter ausah und ein Plakat trug mit der Aufschrift: „Dieser Mann hatte Hühneraugen, die nach Benützung meines Pflasters sogleich verschwanden.“

Nachdem er diese Trauerreklamen-Tätigkeit beendet hatte, suchte Wunz eine andere Stelle, jedoch ohne jeden Erfolg. Endlich fand er denn eine Arbeiterstelle beim Gerichtsvollzieheramt. Hier hatte er nichts anderes zu tun, als die gepfändeten Sachen mit aus den Wohnungen zu holen. Der Mann mit dem traurigen Gesicht imponierte hierbei den Gepfändeten gewaltig, denn alle meinten, seine betrübtete Miene sei das Zeichen des Mitleids für die um ihr Hab und Gut gekommenen, sie hatten keine Ahnung, daß dieser Mann im Grunde kreuzfidel und lustig war.

Humoristisches.

Wer ist der Faulste? Eine hübsche Geschichte, die die berühmten Faunpelze aus den Grimmschen Märchen in den Schatten stellt, erzählt die „Philadelphia League“. Ein amerikanischer Kapitän hatte eine Kompagnie von 60 Mann, von denen jeder immer fauler war als der andere. Der Kapitän wollte seinen Leuten nun die Faulheit austreiben und glaubte, dazu ein ganz besonders gutes Mittel ausfindig gemacht zu haben. Eines Morgens rebete er seine Leute an: „Ich habe eine sehr angenehme, ganz leichte Aufgabe für den faulsten Mann in der Kompagnie. Der faulste Mann trete vor!“ Augenblicklich hoben sich 59 linke Beine empor und ebensoviele Leute traten einen Schritt vor. Ganz erstaunt wandte sich nun der Kapitän an den einen, der allein im Gliede stehen geblieben war, und fragte: „Warum sind Sie nicht vorgetreten?“ Die Antwort lautete: „Ich war zu faul.“

Der Großvater erzählt seinen Enkeln, wie und warum der Krieg 1870 angegangen ist.

Von Chr. Schömperlen.

Es ist ein gemütliches Heim, welches der Großvater mit seinem Sohne und dessen Frau und mit seinen drei Enkeln bewohnt. Das Haus mit seinem hellen Anstrich und den grünen Fensterläden macht einen freundlichen Eindruck. Hinter dem Hause ist ein Garten, darin pflanzt die Mutter allerlei Gemüse; die Länder sind mit Blumenstöcken eingefaßt, auch fehlt es nicht an Johannis- und Stachelbeersträuchern. Vor dem Hause steht ein großer Birnbaum und dabei eine Bank. Ueberall herrscht Ordnung und Sauberkeit.

Der Vater ist vom Morgen bis zum Abend im Geschäft, er arbeitet und sorgt für den Unterhalt der Seinen. Die Mutter besorgt die Haushaltung und die Kinder. Der Großvater aber ist so eine Art Haus- und Hofmeister, er weiß sich überall nützlich zu machen im Haus, Garten und Hof. In der Familie herrscht Eintracht und Zufriedenheit.

Nach des Tages Arbeit sitzt der Großvater mit seinen Enkeln unter dem Birnbaum und erzählt Geschichten, auch die Eltern sind meistens dabei. Heute aber erzählt Fritz, der älteste der Kinder, dem Großvater seine Erlebnisse des Tages.

Die Lehrer haben mit ihren Schülern den Sedanstag gefeiert. Es wurde ein Ausflug gemacht und Fritz durfte als der Erste in der Klasse die Fahne tragen, worauf er nicht wenig stolz war. Fritz sagte dem Großvater auch die Lieder her, welche sie sangen. Er erzählte dann weiter, daß der Herr Lehrer eine Rede gehalten habe über den Krieg mit den Franzosen; wie die Deutschen so tapfer gefochten und eine Schlacht um die andere gewonnen hätten. Auch hätten die Deutschen durch diesen Krieg wieder einen Kaiser bekommen und seien nun ein einiges, mächtiges Volk. Zuletzt hätten sie den Kaiser dreimal hoch leben lassen. Fritz war ganz begeistert und sagte: „Großvater, wenns aber wieder Krieg gibt, dann will ich auch dabei sein“. Der um zwei Jahre jüngere Hans machte eine Faust und rief: „Ich aber auch!“ Das kleine Mariele blickte ihre Brüder ganz erschrocken an.

Nach einer Weile sagte Fritz: „Aber Großvater, warum haben denn die Franzosen mit uns Krieg angefangen?“ Darauf sagte der Großvater: „Das will ich euch morgen erzählen, wenn ihr eure Aufgaben gemacht habt und wir wieder unter dem Birnbaum sitzen“.

* * *

Als am andern Tage nach getaner Arbeit die Familie sich an ihrem Lieblingsplatze versammelt hatte, begann der Großvater:

Ich hab' euch gestern versprochen, zu erzählen, wie und warum der Krieg 1870 angegangen ist. Ich kann mich noch ganz gut daran erinnern und will die Geschichte in drei Kapitel einteilen. Das erste Kapitel heißt:

Die Spanier suchen einen König.

Also, es ist gewesen im Sommer 1870, da sind im Wirtshaus „zum Rad“ in Hechingen zwei Herren eingekehrt, junge, kräftige Männer; sie waren gekleidet wie die Jägersleute. „Wir haben Hunger und Durst“, sagten sie zu der Frau Wirtin, „bringen Sie uns ein tüchtiges Vesper, Rettig, Butter und Brot, und auch einen guten Trunk dazu“. Während nun der eine die Rettige richtete, las der andere im Schwarzwälder Boten. „Sieh da, Leopold“, sagte er, „die Spanier suchen einen König, hier steht es, und wenn sie einen tüchtigen Mann als König bekommen könnten, so würden sie ihm treue Untertanen sein. „Leopold, das wär' was für dich“. „Ha“ sagte Leopold, „das wollte ich schon fertigbringen, und Spanien ist ein schönes Land“.

Die Beiden aßen und tranken nun und waren vergnügt. Als die Wirtin die Gläser frisch gefüllt hatte, stieß der eine mit Leopold an und sagte: „Prost, der König von Spanien soll leben!“ „Auf nach Valenzia!“ erwiderte der andere. Valenzia ist nämlich der schönste Teil von Spanien. Nachdem die beiden ihre Zeche bezahlt und sich von der Wirtin verabschiedet hatten, verließen sie das Wirtshaus und gingen ihre Wege.

In derselben Wirtsstube saßen aber noch zwei andere Gäste, ganz abseits an einem Tisch. Diese hatten dem Gespräch der beiden jungen Männer zugehört. Schon vorher hatten sie dieselben gesehen, als sie von der Burg Hohenzollern herunterkamen. Wie sie nun reden hörten von einem König von Spanien, spitzten sie die Ohren, und als der eine, der Leopold, ausrief: „Auf nach Valenzia!“ da sperren sie Maul und Augen auf. „Wer sind die beiden Herren, die eben fortgegangen sind?“ fragte einer davon die Wirtin. „Der eine ist der Prinz Leopold von Hohenzollern und der andere ist ein Vetter von ihm“, sagte diese. Darauf sagte der Fragende: „Merzi, Madam“. Die Wirtin sagte nun: „Wer seid denn ihr zwei

Herren, wenn man fragen darf“, worauf der erste antwortete: „Ich bin der Musje Schambadik aus Paris und der andere ist aus Madrid in Spanien; wir wohnen in Stuttgart, wui“.

Die beiden verließen nun auch die Wirtschaft und reisten nach Stuttgart zurück.

Der Spanier hat nun gleich einen Brief geschrieben an die Regierung nach Madrid. Er hat geschrieben, daß er einen wüßte, der König von Spanien werden wollte, und er glaube, daß dieser etwas verflünde vom Regieren; er sei auch ein schöner Mann und heiße Prinz Leopold von Hohenzollern.

Der Franzose aber, der Musje Schambadik, hat auch einen Brief geschrieben direkt an den Kaiser Napoleon in Paris. Er hat geschrieben, was er im Radwirthshause in Hechingen gesehen und gehört hat.

Jetzt kommt das zweite Kapitel und dieses heißt: Die Franzosen wollen nicht leiden, daß ein deutscher Prinz König von Spanien wird.

Als der Brief vom Musje Schambadik in Paris angekommen ist, hat man ihn gleich dem Kaiser Napoleon gebracht, denn es ist außen drauf gestanden „Sehr pressant“. Der Herr Napoleon ist grad im Schlaftrock und Pantoffeln im Lehnstuhl gesessen und hat Kaffee getrunken, als der Brief kam, und neben dran saß die Frau Kaiserin Napoleon. „Geh ließ“, sagte sie, „was gits im Ditschländl?“ Da der Kaiser den Brief nicht gleich aufbrachte, nahm ihn die Kaiserin und sagte: „Allon Duzwitt.“ Als sie den Brief vorgelesen hatte, hat sie überlaut gelacht und gesagt: „Was fällt dem Preuß ein?“ Wie nun aber der Napoleon sagte: „Wenn halt die Spanier den Prinzen wollten, so könnten wir nichts dagegen machen“, da wird die Frau Napoleon ganz böß und schreit: „Lui, des lidde mer net! Ich weiß einen andern, der König von Spanien werden muß.“

Als nun ungefähr vierzehn Tage herum gewesen sind, da hat man im Schwäbischen Merkur gelesen, daß die Spanier beim Prinzen Leopold von Hohenzollern angefragt hätten, ob er ihr König werden wolle, und daß der Prinz geantwortet habe: Es könnte schon sein.

Wie der Musje Schambadik das gelesen hat, so hat er einen blauen Strich dran gemacht und hat die Zeitung an den Kaiser Napoleon nach Paris geschickt.

Als der Herr Napoleon den Schwäbischen Merkur mit dem blau angestrichenen Artikel bekommen hat, da ist die Frau Kaiserin gerade in der Kaffeefisite gewesen bei der Frau Kriegsministerin; die war ihre beste Freundin, denn man

hat da nicht immer nur von der Köchin, sondern auch vom Kriegsführen gesprochen. Der Kaiser hat nun gleich zur Kaiserin geschickt und ihr sagen lassen, sie soll heimkommen, es sei etwas vom Musje Schambadik aus Stuttgart gekommen. Als sie kam, hat er ihr den Artikel im Merkur vorgelesen.

„Lui, ich hab Dir schon gesagt, das lidde mer net!“ rief die Kaiserin. „Ja, aber Frau, was können wir da machen“, sagte darauf der Kaiser, „uns gehts doch nichts an; die Spanier können wegen mir einen König holen wo sie wollen.“

„Was“, sagte darauf die Kaiserin, „die Spanier müssen einen zum König nehmen, der uns gefällt, aber kein Schwab oder Preuß, und wenn die Preußen nicht zufrieden sind, so fangen wir Krieg mit ihnen an.“ „Au, aufsch!“ schreit da der Napoleon und fährt mit der Hand am linken Bein hinunter. Da sagt die Kaiserin: „Hast wieder 's Gerich im Bein, Lui? Wart ich hol dir ein Paar wollene Strümpf.“ Dadruf hat die Kaiserin, Eugenie hat sie geheißt, ihrem Mann, dem Napoleon gesagt, daß er gleich dem König von Preußen schreiben soll, daß sie es partou nicht leiden, daß ein deutscher Prinz König von Spanien werde, und der König solle dies dem Prinzen verbieten.

Auf diesen Brief hin hat der König Wilhelm von Preußen an Napoleon geschrieben, daß ihm noch nichts Sicheres bekannt sei; wenn aber ein deutscher Prinz König von Spanien werden wolle, so könne er nichts dagegen haben. Der Napoleon hat nicht viel gesagt, als er den Brief gelesen hatte, aber die Frau Eugenie (Eshenie sagen die Franzosen) ist wieder ganz schalu geworden und hat gleich Krieg anfangen wollen mit Preußen. „Der Bismarck“, hat sie gesagt, „hat uns schon lang genug zum Narren gehalten, dem müssen wir einmal zeigen, daß wir die Graanation (das große mächtige Volk) sind.“

Nun ist zu der Zeit ein Franzose in Bad Wildbad gewesen, mit Namen Benedetti oder Maledetti, so ungefähr hat er geheißt, der soll ein schlauer Fuchs gewesen sein, wie der Napoleon meinte. D'rum sagte er zu seiner Frau: „Weißt Esheni, wenn du halt meinst, daß wirts nicht leiden sollen von dem Prinzen, daß er nach Spanien geht, so will ich dem Benemaleddetti schreiben, daß er zum König von Preußen gehen und ihm sagen soll: Wir leidens halt nicht und der König solls versprechen, daß ers auch nicht leidet, oder — sackerdi! Ists recht so, Esheni?“

„Bravo, mo scher Lui,“ (mein lieber Lui) hat dadruf die Kaiserin gesagt und vor Freud in die Hände gebatscht.

Also ist nun dem Male —, ach was sagen wir Malefiz, dies können wir besser behalten, dem Malefiz geschrieben, worden, daß er gleich zum König von Preußen reisen und nicht nachlassen soll, bis er ihm das Versprechen gebe, daß ein preußischer oder deutscher Prinz nicht König von Spanien werden dürfe.

Der König von Preußen war aber zu der Zeit in dem Bad Ems, um von Regierungsgeschäften etwas auszuruhen. Also kauft sich der Musje Malefiz ein Billet „Wildbad-Ems“ und dampft schleimigst ab. Wie er in Ems angekommen ist, hat er gleich am andern Morgen den König Wilhelm von Preußen auf dem Spaziergang getroffen. Er hat ihm einen schönen Gruß vom Kaiser Napoleon ausgerichtet und weiter, was er verlangen soll. Der König hat ihm darauf gesagt: So viel er wisse, wolle der Prinz Leopold gar nicht König von Spanien werden, die Sache sei also aus.

Der Malefiz telegraphiert dies dem Napoleon, der ist aber in der Zeit kuraschierter geworden, weil durch die wollene Strümpf das Geriß nachgelassen hat und telegraphierte zurück: Der König müsse versprechen, daß überhaupt gar nie ein deutscher Prinz auf den spanischen Thron kommen dürfe. Der Malefiz hats wohl gemerkt, daß es eine große Unverschämtheit sei, so was vom König von Preußen zu verlangen, aber weil er ein Hauptflegel war, so ist dies für ihn ein groß Gaudium gewesen. Also ging er gleich am andern Morgen auf die Promenade, wo der König seinen Spaziergang machte und stellte sein Verlangen. Da kam er aber lez an. Dem König Wilhelm war die französische Frechheit schon lang zu dick; darum drehte er dem Malefiz den Rücken hin und ließ ihm durch seinen Adjutanten, der mit ihm spazieren ging, sagen, er solle sich heimgenigen lassen.

Jetzt war Feuer im Dach. Mit dem nächsten Zug reiste der Malefiz ab nach Paris, fuchs- teuflerswild.

Auch der König Wilhelm reiste ab, direkt nach Berlin. Dem Bismarck, der gerade in der Sommerfrische war, ließ er telegraphieren, daß er gleich nach Berlin kommen solle.

Wie der Malefiz nach Paris kam, ist er gleich zum Kaiser Napoleon gegangen und hat ihm erzählt, wie ihn der König von Preußen habe abfahren lassen. Er sagte, das sei eine große Beleidigung für den Kaiser und für ganz Frankreich. Die Kaiserin ist natürlich auch dabei gewesen, sie hat den Malefiz getröstet und gesagt, sie werden blutige Rewasch an den frechen Preußen nehmen. Der Kaiser schickte zum Kriegsminister, daß er gleich kommen solle. Der wußte schon,

was los ist, denn seine Frau hat ihm gesagt, daß die Kaiserin barbu einen Krieg mit Preußen wolle, es sei dies ja nur eine Partie plärier (Spaziergang) nach Berlin.

Als der Kriegsminister zum Kaiser kam, so fragte dieser, ob alles parat wäre für einen kleinen Krieg; ob die Soldaten gute Schuhe und auch Munition hätten. Die Kaiserin trat dem Kriegsminister unter dem Tisch auf den großen Zehen und dieser sagte nun, daß alles parat sei. Der Kriegsminister aber hat Leböf geheißt, auf deutsch der Dohs. Der Kaiser fragte nach allerhand und meinte, ob man denn wirklich Krieg anfangen solle mit Preußen. Da ging der Kaiserin die Geduld aus, sie schlug mit der Schnupstabsbüch auf den Tisch und schrie: „Krieg, Krieg und nochmals Krieg!“ Die Schnupstabsbüch ist in Stücken auseinander gefahren, Napoleon hat die Stücke gezählt und gesagt: „Esheni, es sind dreizehn Stück und das ist eine Unglückszahl.“ Die Esheni aber sagte: „Das ist mir wurst, wir fangen doch Krieg an und schnupfen tu ich jetzt nimmer, bis du mir eine neue Büch von Berlin mitgebracht hast. Die Württemberger und Bayern halten auch zu uns, der Musje Schambadisch hats mir geschrieben aus Stuttgart. Also jetzt vorwärts marsch!“

Nun kommt das dritte und wichtigste Kapitel.

Die Deutschen sind einig.

Am 15. Juli nachmittags ist der Kronprinz Friedrich in Berlin in einem nicht weit von seinem Schloß gelegenen Biergarten geseßen und hat ein Glas Bier getrunken, denn es war recht heiß. Gerade als er sein Pfeisichen gestopft hatte und anzünden wollte, da kam sein Aeltester, der Wilhelm, gesprungen und rief: „Vater, sollst gleich zum Großvater kommen, ich glaub der Franzos will Krieg mit uns anfangen.“ „Poß Bomben und Granaten“, ruft der Kronprinz, nimmt noch einen tüchtigen Schluck und steht auf zum Fortgehen. Zu seinem Wilhelm sagte er: „Da, kannst auch noch ein Schluck trinken, dann gehst gleich heim, nimmst den Säbel, der hinter meiner Bettstatt steht und bringst ihn dem Scherenschleifer dadrüben; er soll ihn gleich schleifen, und der Kathrin sagst, sie soll meine Stiefel gut schmieren, daß man mit über den Rhein könne.“

Wie der Kronprinz Friedrich zu seinem Vater, dem König Wilhelm, gekommen ist, so ist schon der Bismarck und der Moltke dagewesen. Der Moltke ist nämlich der erste von den Soldaten gewesen und der Bismarck ist der erste von den andern Leuten gewesen. Aus Paris war die Kriegserklärung eingetroffen. Auf einem großen Tisch sind Landkarten gelegen, in die der Moltke rote Striche gemacht hatte. Er fuhr mit dem Finger

den Strichen nach und erklärte alles genau. Zum Schluß sagte er: „So kamms gehen.“ Der König war recht ernst und nachdenklich, der Bismarck aber lachte auf den hintern Stockzähnen, denn der hätte schon lang gern mit den Franzosen angebunden.

Nachdem der Molke und der Bismarck fortgegangen waren, hat der König mit dem Kronprinzen noch über den bevorstehenden Krieg mit Frankreich gesprochen, und eine Stunde darauf ist der Kronprinz mit einem Extrazug von Berlin fortgefahren nach München.

Als der Kronprinz in München angekommen war, ist er gleich ins Schloß gegangen zum König. Einen schönen Gruß hat er ausgerichtet an den König von Bayern von seinem Vater, dem König von Preußen. Und weiter sagte er, daß die Franzosen ihnen den Krieg erklärt hätten und er soll nun fragen, ob der Herr Better zu Preußen halten wolle. Der König sagte: „Wir Bayern sind Deutsche und die Deutschen müssen z'ammenhalten, wenn ein Fremder was anfangen will. Wir haben uns vor'n paar Jahren zwar selber verhaut (Krieg 1866), aber heut ist's anders, meine Bayern können auch mal rote Hosen ausklopfen.“ „So ist's recht, Herr Better“, sagte darauf der Kronprinz und vor lauter Freud hat er den König umarmt und herzlich verdrückt.

„Aber jetzt noch was“, hat er darauf gesagt, „was meinens, Herr Better, wenn ich den Oberbefehl übernahm über die Bayern, Württemberger und Badenser; ich denk, die werden doch auch mitmachen.“ „Bravo!“ hat drauf der König gesagt, „ist mir ganz recht, denn ich versteh doch nicht viel vom Kriegshandwerk. Ich will bei meinem Kapellmeister Wagner derweilen en schönen Marsch für den Einzug in Paris bestellen.“

Der Kronprinz wollte jetzt wieder abreisen, er sagte, er hätte sehr pressant und müsse heute noch zum Better Karl (König von Württemberg) nach Stuttgart. Aber der König sagte: „Erst trinke mer eins im Hofbräuhaus.“

Bis der König und der Kronprinz ins Hofbräuhaus gekommen sind, hat man schon in ganz München gewußt, was los ist, und die Münchener haben gar nicht gewußt, was sie alles dem Kronprinzen zu Ehren anstellen sollen. Ein frisches Faß anzustechen brauchte man nicht, denn im Hofbräuhaus ist's alleweil frisch angestochen. Also haben die Gäste Hoch und Hurra gerufen und die Bierkrug in die Höhe gehalten und dann ausgetrunken bis auf den letzten Tropfen. Sie haben gefragt, ob der Kronprinz jetzt gleich an den Rhein ging, sie wollten alle mit, sobald sie noch eins getrunken hätten.

Vor lauter Freud hat der Kronprinz den Krieg

fast ganz vergessen, aber auf einmal ist's ihm eingefallen und da hat er gesagt, er wolle einstreifen vorausgehen, die andern sollen nachkommen, in der Pfalz wollen sie sich treffen.

Nachdem der Kronprinz abgereist war, hat der König zu seinem Hofbuchdrucker geschickt und hat ihm sagen lassen, er soll gleich mit großen Buchstaben auf große Bogen Papier drucken, daß von jetzt an die Maß Bier zwei Kreuzer weniger koste und zwar so lange, bis die Bayern den ersten Sieg über die Franzosen erfochten hätten.

In Stuttgart wurde der Kronprinz von dem König von Württemberg schon auf dem Bahnhof begrüßt. Als sie mit einander ins Schloß fuhrten, richtete der Kronprinz den Gruß von seinem Vater aus und fragte den König, ob die Württemberger auch zu Preußen halten und gegen die Franzosen ins Feld ziehen würden. Da schüttelte der König dem Kronprinzen die Hand und sagte: „Freilich, Better Fritz, freilich ja halten wir zu Euch.“

Auch mit dem Oberkommando des Kronprinzen war König Karl einverstanden. Er wollte gleich Alarm schlagen lassen, aber der Kronprinz meinte, die Vorbereitungen sollten in aller Stille, aber so schnell als möglich gemacht werden. Der Kriegsminister kam ins Schloß und nun wurde ausgemacht, daß gleich Botschaft geschickt werden solle nach Ludwigsburg, daß alles zum Krieg gerichtet würde. In Ludwigsburg sind nämlich die meisten Soldaten und viel Kanonen.

„Da schick ich den Hannes hin“, sagte der Kriegsminister, „wissen Sie, Herr Kronprinz, der kann noch ärger reiten, als die Eisenbahn fährt, man heißt ihn deswegen nur den Kavallerie-Hannes.“

Es sind keine zehn Minuten vergangen, so ist der Hannes schon in den Schloßhof hineingaloppiert und hat seine Ordrer erhalten, was er in Ludwigsburg beim Kommandanten ausrichten soll. Er hats kaum erwarten können, und auch sein Fuchz hat gestampft vor Ungeduld, bis er hat losziehen können. Und wie der Hannes „Hü!“ schreit, reißt der Fuchz aus, macht en Satz über die Ketten auf dem Schloßplatz und galoppiert mit dem Hannes die Königsstraß hinunter, daß die Funken davon fliegen. Die Leut springen aus den Häusern heraus und überall schreits: was isch, was geits!

In Ludwigsburg ist der Hannes noch eine gute Weil vor dem Eisenbahnzug angekommen, der zu gleicher Zeit wie er von Stuttgart abgegangen ist. Beim Kommandanten ist er auch bald fertig gewesen, aber ziemlich länger hat er gebraucht, bis er und sein Fuchz sich von der Strapaß erholt hatten, denn es hat einer en größeren Durst gehabt als der andere.

Wie der Kavallerie-Hannes wieder durch Ludwigsburg geritten ist, Stuttgart zu, da haben die Soldaten schon die Kanonen aus den Magazinen herausgeschoben und alles gerichtet zum Abmarsch. Der Hannes hat den Soldaten zugerufen: „Nehmet no au die mit de graube Böcher mit (die großen Kanonen), denn i glaub als, mir wäret nitse Stroßburg eroberere. Aber au d'Kugel net vergesse“, setzte er im Fortreiten dazu.

Als er nach Stuttgart zurückkam, mußte er zum König und Rapport bringen, denn der Kriegsminister war auch noch da, der Kronprinz aber bereits wieder abgereist. Der König richtete dem Hannes einen schönen Gruß aus vom Kronprinzen und er hoffe, daß er ihn bald bei Straßburg treffen werde.

Als der Hannes in die Kaserne kam, erzählte er seinen Kameraden, was er in Ludwigsburg ausgerichtet habe. „Ganz dunderschlächtig hots mi aber greut“, setzte er hinzu, „daß so e hoche Herr, wie der Herr Kronprinz von Preuße einer iß, mir em Hannes, hot en schöne Gruß sage lasse durch den König.“

Von Stuttgart reiste der Kronprinz über Karlsruhe wieder heimwärts. Er hatte dem Großherzog von Baden telegraphiert, daß er mit dem nächsten Zug in Karlsruhe ankomme und es würde ihn freuen, wenn der Herr Großherzog auf den Bahnhof käme, denn er könne sich nicht lange aufhalten.

Also beauftragte der Großherzog den Kronprinzen auf dem Bahnhof in Karlsruhe und erfuhr von ihm die Erlebnisse in München und Stuttgart. Der Kronprinz wollte mit dem gleichen Zug weiter fahren, aber der Großherzog hat gesagt, das könnten seine Karlsruher nicht verpußen, wenn der Kronprinz nicht einmal in die Stadt hinein käme, auch hätte die Frau Großherzogin schon für ein gutes Mittagessen geforgt.

Der Kronprinz hat nachgegeben und ist mit dem Großherzog in die Stadt hinein gefahren. Wie sie ans Rathaus gekommen sind, so steht da der Bürgermeister, der Ratschreiber und alle Stadträte. Der Bürgermeister hat eine schöne Rede an den Herrn Kronprinzen gehalten, wie es sie alle freue, ihn vor dem Krieg noch einmal zu sehen. Sie werden tun, so viel sie könnten für die Soldaten, die in den Krieg müßten. Die Frau Bürgermeisterin und die Frau Ratschreiberin und noch viele andere Frauen täten Strümpfe stricken und Verbandzeug richten, auch wollten sie in jeden Strumpf ein Duzend Zigarren stecken. Den Kronprinzen und auch den Herrn Großherzog hat es recht gefreut, daß die Karlsruher so viel Vaterlandsliebe haben; man hat dies damals auch Patriotismus genannt.

Lange hat sich der Kronprinz nicht aufgehalten in Karlsruhe, er ist mit dem nächsten Zug heimwärts nach Berlin gereist, denn da hats zu tun genug gegeben, bis alles zum Krieg vorbereitet war. Jeden Tag hat er Nachricht bekommen von den Königen von Bayern und Württemberg, wie viel Soldaten und Kanonen nach der Pfalz abgegangen sind. Auch das badische Militär ist eiligst dahin befördert worden. Tag und Nacht sind die Eisenbahnzüge gefahren mit Militär an die französische Grenze, damit den Franzosen die Wege versperrt würden, daß sie nicht zu uns herüber kommen konnten.

Alles ging wie am Schnürle und gerade so, wie es der Moltke ausgediktelt hat. Kaum waren nach der Kriegserklärung drei Wochen vergangen, so hatten die Franzosen schon die ersten Schläge bei Weißenburg und Wörth bekommen, und dann ging's drauf und drauf. Der Kaiser Napoleon wurde gefangen und nach und nach die ganze französische Armee besiegt. Nun dies Alles hört ihr ja beim Geschichts-Unterricht in der Schule, auch daß wir durch diesen Krieg wieder einen Kaiser bekommen haben, sowie Elsaß und Lothringen.

Aber jetzt muß ich euch noch was sagen, liebe Kinder. Paßt recht auf und denkt eurer Lebtage dran.

Warum haben die Franzosen in diesem Krieg so viel verloren an Land und Leuten, an Gut und Geld?

Antwort: Weil sie ein übermütiges, gewalttätiges und gottloses Volk geworden sind. Sie haben in die Sachen anderer Völker hinein geredet, haben mit andern Völkern Krieg geführt, Städte und Dörfer niedergebrannt und geplündert, und ihre Werke haben nach Blut gerochen. Darum hat ihnen unser Herrgott im Jahre 1870 ein Strafgericht gesandt und hat sie gedemütigt.

Aber noch eins muß ich euch sagen, liebe Kinder. Warum haben die Deutschen die Siege über die Franzosen errungen?

Antwort: Weil sie einig unter sich waren und weil sie nur in den Krieg gezogen sind, um ihr Vaterland zu verteidigen.

Also, liebe Kinder, merkt's euch für euer ganzes Leben. So wie es im Großen bei den Völkern ist, so ist es auch im Kleinen und bei jedem Einzelnen. Werdet darum nie übermütig und gewalttätig, und nicht gottlos. Habt euer Vaterland lieb.

Wenn ihr groß geworden seid und etwas zu sagen habt, so seid gerecht gegen eure Nebenmenschen. Sucht Niemand zu übervorteilen, denn: Ehrlich währt am längsten. Seit nicht neidisch auf Andere, und suchet Frieden und Einigkeit zu erhalten, denn: Einigkeit macht stark und Friede ernährt.

Heimgekehrt.

Weihnachtserzählung von Alexander Wolsti.

Christian Wender war schon ein alter Mann mit struppigem, weißem Bart und runzeligem Gesicht. Unter den dichten, weißen Brauen lagen ein paar finster blickende Augen, welche von Zeit zu Zeit wie drohend in die Ferne schweiften. Er sprach wenig, selbst zu seiner biedereren Ehehälfte, welcher das meist sonderbare und schroffe Benehmen ihres Mannes wehe tat. Ach, er konnte manchmal so furchtbar grob werden, namentlich, wenn man von seinem seit langen Jahren verschollenen Sohn Hans zu sprechen wagte. Er wollte von dem Jungen, der ihm so viel Kummer bereitet hatte, nichts hören. Trotzdem weilten im Stillen seine Gedanken gerne in der Vergangenheit, welche neben manchen Sorgen auch eine Fülle glücklicher Stunden barg.

Wie oft tauchte da vor ihm ein kleiner blondlockiger Bube mit frischen Wangen und keck blickenden Augen, aus denen Sonnenschein, Trotz und kindlicher Eigensinn sprachen, auf. Wie oft sah er im Geiste die kleinen, runden Händchen ihm jauchzend entgegen gestreckt und wie oft hörte er das süße Wort: „Vater!“ stammeln.

Dann verspürte er stets in seinem Herzen eine wilde Sehnsucht nach jener seligen Zeit, nach Liebe, Glück und Sonnenschein! O, wie froh lebte er damals mit seiner Frau und dem reizenden Buben! Doch je älter der Junge wurde, um so widerspenstiger zeigte er sich, um so mehr Sorgen machte er den armen Eltern. Sein unbändiger Geist, seine Schwärmerei für alles Unreife, sein frühzeitiger Drang nach Freiheit zogen ihm manch harte Strafe zu, aber an seinem Wesen war doch nichts zu ändern. Er blieb wie er war, ein un-

verbesserlicher Starrkopf. — So kam es, daß zwischen Vater und Sohn allmählich eine Spannung eintrat und daß mit der Zeit eine gefährliche Kluft zwischen beiden aufzutauhen drohte.

Der Alte hing mit zäher Festigkeit an den alten Sitten und Gebräuchen und war ein erbitterter Feind des modernen Lebens. Er wünschte, daß auch Hans diesen Grundsätzen treu bleiben und sich von der väterlichen Scholle niemals trennen möge. Jener dagegen konnte sich in die angedeuteten Verhältnisse nicht fügen. Nur in der ferneren Zukunft, in der weiten Welt erblickte er sein ganzes Ideal und sein Wandertrieb war mächtiger als die Kindesliebe.

Es war am Christabend des Jahres 1885. Hans zählte damals kaum sechszehn Jahre.

In der großen Bohnstube waren sie alle drei um den schönen Weihnachtsbaum, welcher im hellsten Lichte prangte, versammelt, betrachteten ihn aber mit verschiedenen Empfindungen.

Die Mutter freute sich über die schönen vom Christkindchen gebrachten Gaben und

dankte voll Rührung dem Spender, welcher gleichfalls tief ergriffen war und seine Gefühle gewaltsam zu unterdrücken suchte. Hans dagegen war still, ganz merkwürdig still und nahm von den ihm geschenkten Sachen kaum Notiz. In seinem Innern tobte aber ein wilder Sturm, der mit der friedlichen Stimmung in gar keinem Einklänge stand. Ein flammender Wunsch, ein Wunsch, der keine Befriedigung finden konnte und den er gar nicht auszusprechen wagte, erfüllte ihn und machte ihn tief unglücklich. Heute aber oder niemals mußte er ihn aussprechen, ja er mußte es! Der gütige



„Vater, sei nicht böse!“ rief er leidenschaftlich aus, „daß ich gerade heute noch mit meiner Bitte komme, daß ich gerade heute dir wieder Kummer bereiten muß, aber —“

Augenblick war gekommen. Plötzlich warf er sich vor dem Vater nieder, umfaßte dessen Knie und ließ durch seine flehende Stimme die Herzen der erschrockenen Eltern erbeben.

„Vater, sei nicht böse!“ rief er leidenschaftlich aus, „daß ich gerade heute noch mit meiner Bitte komme, daß ich gerade heute dir wieder Kummer bereiten muß, aber —“

„Sprich!“ befahl jener fast tonlos.

Und in kurzen, oft ängstlich abgebrochenen Sätzen bekannte er seinen Wunsch, seinen einzigen letzten Wunsch, der ihn von dem Elternhause auf immer trennen sollte.

Hinaus in die Welt wollte er, unter andere Menschen, um dort seine Sehnsucht zu stillen und seine Träume zu verwirklichen.

O, diese entsetzliche Stunde! Welchen Kummer bereitete sie den armen Eltern und wie viele bittere Tränen preßte sie aus den Augen der liebenden Mutter! Allein die Stunde hatte für ihn geschlagen, die Stunde, welche für ihn so verhängnisvoll wurde.

Wiewohl er auf seine Bitte nur den kurzen Bescheid erhielt, daß er solch törichte Ideen sich aus dem Kopfe schlagen müsse und daß ein solcher Wunsch niemals in Erfüllung gehen könne, beschloß er dennoch, das Vaterhaus heimlich zu verlassen. Und als am nächsten Tage, dem friedlichen Weihnachtsmorgen, die Glocken des Dorfkirchleins jubelnd durch die Lüfte klangen, war Hans aus dem Elternhause verschwunden.

Lange war es schon her, doch kein Lebenszeichen von ihm drang in das in tiefer Trauer versetzte Vaterhaus. Niemand wußte, wo er war.

Von dieser Zeit an war auch Christian Wender ein anderer, ein Sonderling, vor dem sich die Nachbarschaft fürchtete. Wehe dem, der ihn nach dem Verschollenen fragte, seine Wut kannte dann keine Grenzen.

Er bewohnte mit seiner Frau ein schönes Landhäuschen, welches ringsum von einem duftenden Garten umgeben war. Dieser Besitz gehörte schon seit uralten Zeiten den Wenders. Jetzt war kein Nachkomme mehr da, und das Herz krampfte sich dem biedereren Alten bei dem Gedanken zusammen, daß vielleicht bald ein Fremder darauf schalten und walten würde — ja ein Fremder! Auf die Rückkehr seines Sohnes hoffte er nicht mehr; sollte er sich aber wirklich noch einmal wieder einsinden, dann war auch er durch seine lange Abwesenheit der väterlichen Scholle vollständig entfremdet.

So vergingen fast 20 volle Jahre und von Hans war noch immer keine Nachricht da. Zwar hoffte sein altes Mütterlein beständig auf seine

Wiederkehr, aber ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ein Lebenszeichen von ihm in ihre Einsamkeit drang.

„Ach, wie traurig sah es in ihren liebenden Herzen aus, wie furchtbar öde! Keiner konnte die große Lücke darin ausfüllen, keiner verstand sie. Und selbst ihr Mann verstand sie nicht mehr, oder er wollte sie nicht verstehen.“

Es war an einem kalten, stürmischen Dezembertage. Christian Wender kam gerade von einem Ausgange heim, als ihm seine Frau, etwas weißes in der Hand haltend, mit einem sonderbar troffen, fast triumphierenden Gesichtsausdruck, welcher merkwürdigerweise noch frische Tränen Spuren zeigte, entgegentrat und sich dann schluchzend an seine Brust warf.

„Was soll das bedeuten!“ schrie er sie an, „was sollen diese Albernheiten? Oder —“

Er erblaßte jäh, als er das Papier in der Hand seiner Frau erblickte. Eine Ahnung durchzitterte ihn und mit veränderter, heiserer Stimme fragte er:

„Hat Hans etwa geschrieben?“

„Ja, Hans hat geschrieben — dem Himmel sei Dank!“ erwiderte sie unter Tränen und hielt ihm zitternd den Brief entgegen. Er aber griff nicht darnach, sondern schob sie unwirsch beiseite und schaute sie starr und unbeweglich an. Dann lachte er schrill auf und schlug mit der Faust dröhnend auf den Tisch.

„Da haben wirs!“ rief er aus, „also endlich erinnert er sich doch noch seiner Eltern! Endlich!“ „Christian!“

Es war ein gellender Schrei, der ihn erbeben ließ. Die weitgeöffneten glanzlosen Augen seiner Frau blieben wie hilfesehend auf ihm haften.

Er rührte sich nicht.

Ein furchtbarer Sturm wütete in seiner Brust. Groll, Empörung und Vaterliebe kämpften gegeneinander, bis scheinbar die letztere siegte. Mit zitternden Händen griff er nach dem Briefe, setzte seine Brille auf und fing an zu lesen:

B., den 15. Dezember 1905.

Meine guten Eltern!

„Ich habe kein Recht mehr, Euch so zu nennen, kein Recht zu dieser trauten Anrede! Dennoch habe ichs noch einmal gewagt. Könnt Ihr Eurem armen, undankbaren Sohne seine jugendliche Torheit vergeben? Furchtbar habe ich Euch gekränkt und furchtbar habe ich dafür gelitten.“

Not und Entbehrung waren lange Zeit meine wohlverdienten Begleiter und haben ihre sichtbaren Spuren auf mir zurückgelassen.

Zwanzig Jahre sinds her, als mich das Schicksal, meine Sehnsucht nach der Freiheit, aus Eurem

Liebevoll schmiegte sie sich an seine Brust, ihm jubelnd in die Augen schauend, in welchen eine dicke Träne, gleich einer kostbaren Perle, glänzte. Es vergingen wiederum einige Tage.

Christabend war es.

In der großen Wrederschen Wohnstube da brannte, wie einst vor 20 Jahren, wieder ein dufsender und in den strahlenden Kerzen hellglänzender Weihnachtsbaum, vor dem eine Gruppe glücklicher Menschen stand und vor seiner Pracht ganz hingerissen zu sein schien.

Der alte Wender hielt einen hübschen, blondlockigen Bubcn in seinen Armen, welcher mit heller Bewunderung den hellglühenden Baum betrachtete, nur von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf seine Umgebung werfend.

Welch' ein prächtiger Bube war er! Genau so sah auch Hans aus, als er in dem gleichen Alter stand, nur schien aus Christels schwärme-

rischen Augen kein Trost und Eigensinn, sondern ein himmlischer Friede, ein ewiger Sonnenschein, etwas, was die Herzen im Sturme erobern mußte.

Neben dem Vater, dessen abgehärmtes Gesicht sich wieder geglättet hatte und der viel jünger und frischer aussah, stand Hans, die Hand der vielgeprüften Mutter in der seinen haltend. Dank und Innigkeit sprach aus seinen Augen und er war jetzt wieder so glücklich, nachdem ihm seine Eltern seine Tat so großmütig verziehen und ihn mit seinem Christel wieder unter ihr Dach aufgenommen hatten. Jetzt kannte er keinen Wunsch mehr — sein letzter Wunsch war erfüllt.

Dann stimmte er, erst leise und zitternd, dann immer voller und reiner in das herrliche Lied ein:

„D du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit —“

Und alle, auch der kleine Christian, sangen jubelnd mit.

Mit **Bettfedern, Daunen** und **Betten**

wird man, meiner Ueberszeugung nach, nirgends besser und reeller bedient als bei Ihnen. — Vor siebenzehn Jahren bezogenes Daunen-Düberbett hat sich bis heute gut bewährt. — Füllkraft und Reinheit gesandter Bettfedern sind großartig, ein Zeichen Ihrer realen Geschäftsführung. — So und ähnlich lauten die Anerkennungen, welche seit langen Jahren dem bekannten **Special-Geschäfte von Pecher & Co. in Herford M. Nr. 200**

in Westfalen zu vielen Tausenden gelegentlich von Nachbestellungen zugegangen sind. Man beachte die **ausführliche Anzeige** im Anzeigenteil und verlange **kostenfrei** die **reichhaltige Preisliste** sowie **Proben** von Bettfedern, Bett-Inlett-Stoffen, Bettbarzend und fertigen Betten. Nur bewährte, vieltausendfach erprobte Qualitäten!

Der Zufriedene ist glücklich. Der Wahrheit dieses Satzes zum Siege zu verhelfen, ist besonders heutzutage ein großes Verdienst. Solch unbestrittenes Verdienst gebührt besonders dem rühmlichst bekannten und bestbewährten **Verlandgeschäft Jonaß & Co., Berlin N. 15, B.** dessen reich illustrierter Prachtkatalog Näheres enthält.

Die Herren **Hermann Burgsmüller senr.** und **Karl Burgsmüller jr.**, Inhaber der Firma: Deutsche Waffen- und Fahrradfabriken H. Burgsmüller & Söhne, Kreienfeld (Harz) K 108a, welche durch Lieferung erstklassiger Fabrikate bereits seit langen Jahren die besten Beziehungen zu in- und ausländischen Fürstenhäusern unterhalten, sind von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, den Regierenden Fürsten zur Lippe zu dessen Hoflieferanten ernannt worden. Die Firma Burgsmüller ist in den weitesten Kreisen durch reelle Bedienung bestens bekannt und sendet auf Wunsch Kataloge an Jedermann.

„Die Woche“ schreibt in Nr. 6 Jahrgang 1912 unter „Verschiedene Mitteilungen“: Sprühregen des Humors betitelt sich ein Buch, das im „Kongreß-Verlag“, Abt. 211 Dresden-N. Marschallstraße 27, erscheint. Das Buch enthält die kapitalsten neuesten Witze, Vorträge und Couplets, schafft Stunden der Lust und

Laune, lehrt jedermann, sich in Gesellschaft interessant zu machen und durch Vorträge sowie geistvolle Pointen tosende Lachsalven hervorrufen. Der Preis des Buches beträgt nur **Mk. 1.60.**

Wir machen unsere geehrten Leser auf das Inserat der anerkannt sehr leistungsfähigen Firma **Gebrüder Rauh in Gräfrath** bei Solingen aufmerksam. Die Firma versendet auf Wunsch ihren großen illustrierten Pracht-Katalog umsonst und portofrei.

Von einer Millionen-Erbchaft aus Amerika oder dem großen Lotterie-Gewinn träumen wohl Hunderttausende, da aber Träume selten in Erfüllung gehen, muß jeder alle Vorteile im Leben ausnützen, wenn er vorwärts kommen will. Haben Sie zum Beispiel schon einmal erdogen, was Sie allein jährlich an der Kleidung sparen können, wenn Sie Stoffe etc. nur von einem in jeder Hinsicht leistungsfähigen Versandgeschäft kaufen. Als solches ist die Firma **Carl Sommer junior, Leipziger Tuchversand, Leipzig**, deren Inserat in unserm Kalender erscheint, überall rühmlichst bekannt, da diese nur wirklich bewährte, vorzügliche Qualitäten zu denkbar billigsten Preisen liefert.

Solinger Stahlwaren! Gold- und Silberwaren, Waffen, Haushaltungsgeräte, Lederwaren, Musikinstrumente usw. wird man wohl kaum vorteilhafter und preiswerter kaufen, als bei der Firma **Emil Jansen, Wald Nr. 676** (bei Solingen), welche an jedermann ihren reichillustrierten Preisatatalog gratis und franko sendet. Man ist erstaunt über die reiche Auswahl, welche geboten wird; wie auch tausende, täglich einlaufende Bestellungen und Anerkennungs-schreiben den guten Ruf der Firma beweisen.

Humor und Laune, Gesang und Tanz, überall ist gute Musik willkommen, sei es im Konzert- oder Tanzlokal. Daß der weitaus größte Teil der im Gebrauch befindlichen Musikinstrumente aus Marktneutirchen bezogen wird, ist bereits so allgemein bekannt, daß kein Wort mehr darüber zu verlieren ist. Als eine der besten Bezugsquellen nennen wir Ihnen: **Wilhelm Kruse, Marktneutirchen Nr. 576.** Katalog wird unentgeltlich versandt.